

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339382](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339382)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Das verführerische Gold.

Einer der reichsten Banquiers der großen Hauptstadt Englands, dessen Namen jedoch der Bote nicht zu nennen vermag, war oftmals in seinem Geschäftszimmer mit dem Wägen und Sondern der verschiedenartigen Goldstücke beschäftigt, bei welcher Arbeit, die meistens in den Morgenstunden vorgenommen wurde, ihn gewöhnlich der junge Gehülfe seines altbekannten Barbiers antraf, welcher an Stelle des kränzlich gewordenen Meisters den angesehenen Kunden seit einiger Zeit bediente. Ohne viel Umstände pflegte dann der Banquier seinen Stuhl bos ein wenig von dem reich mit Gold bedeckten Tische wegzurücken, worauf die verjüngende Handlung des Rasierens kunstgerecht vorgenommen wurde.

Eines Morgens bemerkte der Banquier, daß dem sonst so flinken und gewiegten jungen Manne ganz ausnahmsweise die Hand zitterte, und als er sich mit dem Messer verlegt fühlte, sagte er etwas beunruhigt: „Nehmen Sie sich doch besser in Acht! Sind wohl zu schnell gelaufen? Ruhen Sie sich lieber einige Minuten aus; ich kann schon ein wenig warten.“

Solches that denn auch der Barbier mit der verlegenen Entschuldigung, es habe ihn plötzlich eine Ohnmacht angewandelt, die bald vorüber sein werde. Nach einigen Augenblicken erholte er sich indeß und beendigte sein Geschäft.

Das nächste Mal wiederholte sich das Zittern, aber in noch stärkerem Grade. Der Banquier empfand eine ärgere Verletzung und verwies dem ungeschickten Gehülfen sehr ernstlich seine Unvorsichtigkeit, während er sich mit dem um den Hals gehetzten Tuche das rieselnde Blut von der Wange wischte. Todesbleich stützte sich der Barbier an den verlockenden Goldtisch, dann warf er plötzlich das gefährliche Messer von sich, sank zu des Banquiers Füßen und flehete, dessen Kniee krampfhaft umklammernd, um Erbarmung und Gnade!

Der fromme, menschenfreundliche Mann vermuthete, irgend ein Vergehen des jugendlichen Leichtsinnes habe den Flehenden in Selbstnoth gestürzt, und erklärte sich auf diese Weise sein Zittern und Zagen. Mitleidig richtete er die Frage an ihn: „Guter Freund, ist's denn viel, was Sie brauchen?“ Aber nur Stöhnen, Kopfschütteln und Hinweisen auf das viele Gold war des Gefragten bedeutungsvolle Antwort. Der Banquier konnte gar nicht klug aus ihm werden.

Endlich preßte der Geängstigte die Worte hervor: „Um Gottes und des Heilands willen, lassen Sie mich nicht wieder in dieses Zimmer, und an diesen Tisch kommen! Der Satan funkelt mich an aus diesem unheilvollen Golde! Zweimal schon habe ich mit ihm gerungen, und eben heute auf Tod und Leben! Ich bin wohl ein sehr verworfener Mensch, daß der böse Feind solche Gewalt über mich hat; aber doch muß ich es Ihnen bekennen! Machen Sie mit mir, was Sie wollen; es war mir, beim Anblick des Goldes, als führte eine fremde, höllische Gewalt das Messer in meiner Hand, als sollte und müßte ich“ — — —

Bleich, von Entsetzen tief ergriffen, erhob sich der Banquier und entfernte sich einige Schritte von dem Verblendeten, der soeben sein Mörder hatte werden wollen. Schon faßte er hastig die Klingelschnur an, um ein Nothzeichen zu geben und einen oder den andern seiner Diener herbeizurufen. Da fiel sein wirrer Blick noch einmal auf den Unglücksmenschen, der, nach dem schauerlichen Geständniß, zusehends sich erholte und sogar mit einer gewissen Ruhe und Heiterkeit seiner Gefangennehmung entgegenhartete. Ein so sanftes, edles Gesicht, bis daher auch nicht durch einen Zug des Lasters entstellt — der einzige Sohn braver, liebender Eltern! — Dieß Alles schnell betrachtend und erwägend, ließ der Banquier sachte den Schellenzug wieder niederfallen, trat zu dem reinigen Jüngling, ergriff liebevoll und mild seine Hand und sprach warm und einbringlich: „Armer junger Mann, vor allen Dingen wollen wir herzlich mit einander beten und Gottes grenzenlose Barmherzigkeit preisen!“

Gemeinschaftlich falteten Beide die Hände. Das Gebet des Herzens entquoll in diesem ersten Augenblicke warm und innig den Lippen des frommen reichen Mannes; er bekannte sich selbst als Sünder und Mitschuldiger dieses, nur durch göttlichen Beistand abgewendeten Verbrechens, weil er den unglücklichen Jüngling, durch das verlockende Blendwerk seines Goldes, allzusehr in Versuchung geführt! — Dieses Gebet, dieses Flehen um gänzliche Errettung des Verirrten, hat außer ihm nur Gott gehört und, Dank seiner unendlichen Barmherzigkeit und Treue, auch gnädig erhört. — Denn als hierauf der Banquier den jungen Mann zwar aus seinem Hause als Barbier verabschiedete, deswegen aber nicht verstoßen hatte, wandelte derselbe mit beständiger

Gewissenhaftigkeit und Treue seinen ferneren Lebensgang fort, wurde ein musterhafter geschätzter Bürger und Familienvater und hatte, wie er nachher öfters äußerte, keinen Wunsch mehr, als dem edelmüthigen, gottesfürchtigen Banquier mit Blut und Leben seine Danbarkeit beweisen zu können, wozu sich jedoch diesseits des Grabes keine Gelegenheit fand. „Zenseits, vor Gott, in der Ewigkeit, will ich ihm danken!“ rief er aus am Sarge des edeln Menschenfreundes, dessen Tochter selbst die vorstehende Begebenheit erzählt hat. Sie möge uns Allen zur Warnung dienen: Niemand, insbesondere Dienstboten, durch zu weit gehende Sorglosigkeit, oder gar durch Schaustellung großer Reichthümer, zur Sünde zu versuchen. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Bestrafter Hochmuth.

Ein englischer Lord, der so seine eigenen Grilsen hatte, ließ an seinen Schneider in London sehr schönes braunes Tuch abgeben zu einem Rocke. Als der Kleiderkünstler eben damit beschäftigt war, dieses feine und theuere Tuch zum Zuschneiden auf dem Tische auszubreiten, trat ein aufgeblassener Schuhmacher in die Werkstätte, um sich auch das Maß zu einem neuen Kleide nehmen zu lassen. Des Lords außergewöhnliches Tuch stach ihm in die Augen, und, nachdem er gehört, daß die Kleidung für den vornehmen Lord sei, stachelte ihn sein Hochmuth, just einen solchen Rock sich anzuschaffen, und er gab drum dem Schneider den Auftrag, ihm gerade ein solches Kleid von nämlicher Farbe und nämllichem Schnitt zu liefern, wie das des vornehmen Lords. Seinem Auftrage sollte pünktlich willfahrt werden.

Nach einigen Tagen kam der absonderliche Lord zufällig zum Schneider, und es fiel ihm auf, daß dieser weit mehr von dem braunen Tuche auf der Werkbank liegen hatte, als er ihm hatte verabreichen lassen und fragte daher: „Für wen ist das überschüssige Tuch bestimmt?“

„Es gehört dem Schuhmacher John Drac, Sw. Gnaden,“ entgegnete der Meister, „der ausdrücklich just einen solchen Rock von mir verlangt, wie der Ihrige werden soll.“

„Ist mir auch recht!“ lachte der Lord. „Nun aber verlange ich, daß Sie mein Tuch in lauter dreieckige Stücke schneiden und mir dann daraus meinen Rock machen. Ich will Ihnen zehn Guineen Wackerlohn bezahlen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß des Schuhmachers Kleid dem meinigen ganz ähnlich wird.“

„Ihr Wunsch soll erfüllt werden, Sw. Gna-

den,“ versprach der Schneider, und verfertigte nun zwei ganz gleiche Röcke, aus lauter dreieckigen Stücken Tuch zusammengesetzt.

Als der vornehm sein wollende John Drac zum Kleidermacher kam, um sich nach seinem bestellten Rock zu erkundigen, erschrad er gewaltig, als er denselben aus hundert Stücken zusammengesetzt sah, einer Schildkrötschale ganz ähnlich. Er brauste in heftigem Zorn gegen den tollenz Schneider auf, doch dieser erwiederte ganz kurz und trocken: „Weshalb ereifert Ihr Euch denn so? Ich hab' ja nur nach Euerm Auftrage pünktlich gehandelt! Hier ist des Lords bestellter Rock, akkurat wie der Eurige. Da schaut, ob's nicht wahr ist!“

„Ach ja, freilich ist's wahr!“ klagte der enttäuschte Schuhmacher, und setzte hinzu: „Das soll mir aber zur Warnung dienen, mich hinsüro nicht mehr nach vornehmen Leuten zu richten!“ — Durch Schaben wird man klug, und gebrannte Kinder fürchten das Feuer!

Schafhirt und Seelenhirt.

Oliver Heywood, einer jener frommen und glaubigen Prediger des Evangeliums in England, welche um ihres Zeugnisses willen in Zeiten des Unglaubens verfolgt wurden und flüchtig umherziehen mußten, kam auf seiner Irrfahrt zum Schlosse eines englischen Lord, und hungrig und im Glend wie er war, erkundigte er sich bei der Dienerschaft, ob er hier nicht Arbeit finden könnte. „Nein,“ war die trockene, entmuthigende Antwort. Doch als er eben weiter gehen wollte, sagte eine Magd, daß der Schäfer seinen Dienst verlassen habe; könne er die Schafe hüten, so würde der Gutsherr ihn vielleicht einstellen. Der arme Flüchtling blieb da und erhielt die für den Schäfer bestimmte kleine Hütte, welche in der Nähe des Schlosses lag, zum Obdach angewiesen. In der Herrschaftsküche mußte er täglich seine Nahrung holen.

Kurze Zeit darauf begab sich's, daß zwei Dienstmädchen früher als gewöhnlich aufstanden, und da sie noch Niemand fanden, die Küche herbeizutreiben zum Melken, gingen sie selbst auf die Weide, um dieselben zu suchen. Als sie in die Nähe der kleinen Schäferhütte kamen, hörten sie die Töne einer menschlichen Stimme und merkten zu ihrer großen Verwunderung, daß der Schäfer in lautem, inbrünstigem Gebete begriffen war. In tiefer Rührung entfernten sich die erstaunten Mägde wieder und bewahrten und bewegten in ihrem Herzen des Schäfers ergreifende Gebetsworte.

Schon eine Zeitlang hatte Oliver Heywood

seinen mühsamen Dienst versehen, da geschah es, daß die Herrin des Schlosses gefährlich erkrankte und man sogar an ihrem Auskommen zweifelte. Daher sandte der bekümmerte Lord zu einem Prediger; dieser aber ließ sich unter nichtigem Vorwande für den Augenblick entschuldigen und versprach, am Abend zu kommen. Darüber wurde der Lord sehr betrübt, denn er hatte ein aufrichtiges Verlangen, daß Jemand mit seiner so gefährlich kranken Gattin beten möge.

Jetzt kam einem der Dienstmädchen der Gedanke an den einsamen Schäfer, und sie sagte daher tröstlich zum beunruhigten Lord: „Wenn mir mein Herr erlaubte, den Schäfer draußen zu rufen, damit er mit der lieben Kranken bete, so wär's gewiß von großem Nutzen, denn ich glaube, es gibt in der ganzen weiten Welt Niemand, der so mit Inbrunst und Salbung beten kann!“

„Wie,“ fragte verwundert der Lord, „der Schäfer betet, ist's möglich?“

„Ja wohl, mein Herr,“ versicherte die Magd und setzte dringend hinzu: „Wenn Sie ihn nur kommen ließen, so könnten Sie sich selbst davon überzeugen.“

Hierauf ließ der Guts herr sogleich den Schäfer rufen und fragte ihn, ob er beten könne; die Antwort lautete: „Der Christ, welcher nicht beten könnte, könnte auch nicht leben.“

„Wohl an, so komm' und bete mit meiner lieben Gattin; sie ist dem Tode nahe!“ bat der Bekümmerte, und gerne wurde der Bitte willfahrt, ohne Säumen. Nachdem der außergewöhnliche Hirte einige Worte der Ermahnung zu seiner Herrin geredet hatte, erhob er, in des Heilands Namen, sein Herz zu Gott und, siehe, sein Gebet ward gnädig erhört! Die Kranke genas.

„Bist du ein Mensch oder ein Engel?“ rief sie, nachdem sie ihn beten gehört, und ihr Gemahl, ebenfalls tief ergriffen von dem herzlichen Gebet des einfachen, bescheidenen Glaubenshelden, fragte ihn, ob er vielleicht einer der vertriebenen und verfolgten Prediger wäre.

Und von Stunde an ernannte der dankbare Lord den Hirten seiner Schafe zu seinem und seiner Angehörigen und seiner Untergebenen Seelenhirten.

Wie man sich irren kann!

In einer bekannten elsässischen Drischast, deren Namen der Vote für sich behalten will, war der alte Pfarrer, nach langjährigem Wirken und Walten, heimgegangen zur wohlverdienten Ruhe, und es handelte sich jetzt darum, ihm einen tüchtigen Nachfolger zu geben. Wie's nun gewöhnlich in solchen Angelegenheiten geht, waren die

Meinungen und Ansichten über den zu ernennenden Geistlichen in der Gemeinde verschieden; die Einen sprachen sich für diesen, die Andern für jenen aus. Nach reiflicher Erwägung und bestem Wissen und Gewissen, sand die Ernennung statt und der neue Pfarrer zog ein in die erledigte Gemeinde, woselbst ihm, wegen der verschiedenen Meinungen und Wünsche, auch ein verschiedenartiger Empfang natürlich zu Theil wurde. Auch hatte diese Mißstimmung, was durchaus nicht lobenswerth ist, Einfluß auf den Besuch der Kirche; die Unzufriedenen enthielten sich anfänglich desselben. Da jedoch der neue Pfarrer, ein noch junger und wackerer Mann, dem's Ernst war mit seinem wichtigen Amte, zugleich als gewandter Prediger erfunden wurde, so besserten sich nach und nach diese betrübenden Verhältnisse und Alles kam glücklich in's rechte Geleise; der Widerstand hörte auf.

Gleich in den ersten Wochen seines Aufenthalts in der neuen Gemeinde, wurde der Pfarrer von seinem Amtsbruder in einem Nachbardsdorse, der unwohl war, er sucht, einem Weigrabiß beizuwohnen und an seiner Stelle die Leichenpredigt und die Grabrede zu halten. Als guter dienstwilliger Kollege nahm der Pfarrer den Auftrag gern an. Aus seiner eigenen Gemeinde besand sich auch ein Bürger bei der Leichenfeier, und zwar einer der erbittertsten und hartnäckigsten Widersacher des neuernannten Seelsorgers, der denselben weder begrüßt noch gesehen und lieblos verheißt und verschworen hatte, daß er ihm niemals in die Kirche gehen werde. Unser tüchtiger Pfarrer hielt, im Namen seines kranken Amtsbruders, eine trostreiche Leichenpredigt, zur allgemeinen Zufriedenheit und Befriedigung der Zuhörer. Auch seinem Gegner, der ihn, wie gesagt, noch gar nicht kannte, gefiel die Rede sehr gut, und beim Ausgang aus der Kirche sagte er zu Bekannten des Nachbardsdorses: „Ihr habt aber einmal einen köstlichen Pfarrer, dem das Predigen frisch vom Fleck geht! Der kann's! So sollten wir bei uns auch einen haben!“

„Ei, ei, Vetter, was sagt Ihr da?“ bekam der Mann zur Antwort, „es ist ja der eurige!“

Des Küfers Advokat.

Der Wirth eines gewissen Städtchens im lieben Elsaßland ließ seine Kellerarbeit durch den Küfer verrichten, welcher dieselbe treu und redlich besorgte. Trotzdem kam der Wirth einmal hinab in den Keller und machte dem Küfer, der eben mit Ablassen, Auffüllen und Schönen beschäftigt war, die nicht schmeichelhafte Bemerkung, er habe leht hin seine Sache nicht zum besten

gemacht, denn die Gäste klagen über den Wein, weil er nicht mehr so gut sei wie sonst. Der in seiner Ehre getränkte und doch so gewissenhafte und sorgfältige Küfer, vertheidigte sich wacker und wollte keine Schuld auskommen lassen.

Während des Wortwechsels war des erbosten Wirthes Söhnlein in den Keller gekommen und wurde, in seiner kindlichen Offenherzigkeit, des angeklagten Küfers Advokat, indem es sagte: „Aber, Vater, die Kunden finden erst den Wein nicht mehr so gut, seitdem ich gesehen habe, daß du Wasser in die Fässer geschüttet hast; der Küfer war ja damals nicht im Keller.“

Suchet, so werdet ihr finden!

(Mit einer Abbildung.)

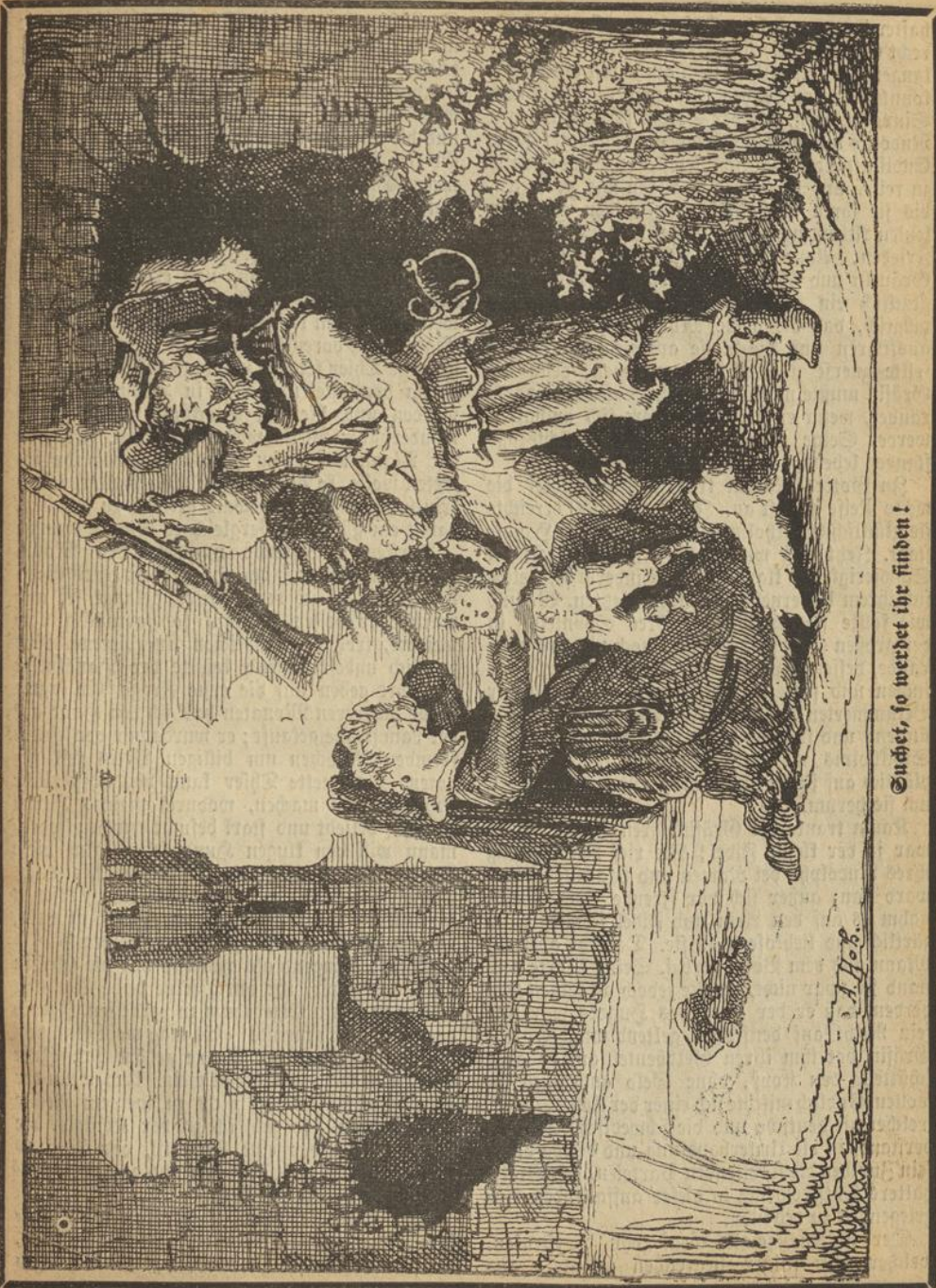
Zur Zeit des blutigen dreißigjährigen Krieges hatte der schwedische General Torstenson den kaiserlich-österreichischen Feldherrn, Grafen Galas, an der Elbe geschlagen und sein Heer auseinandergesprengt. Nun stand zu befürchten, daß die siegreichen Schweden mit aller Macht eindringen würden in die österreichischen Lande. Darum sammelten die kaiserlichen Generale Hagfeld und Gßy mit dem größten Eifer, der größten Anstrengung, eine neue Armee und zogen, von bayerischen Hülfstruppen unterstützt, nach Böhmen, um daselbst den vordringenden Feind zu erwarten und ihm kräftigen Widerstand zu leisten.

Solches geschah im Frühling des Jahres 1645. Bei dieser Gelegenheit schlugen die kaiserlichen Truppen ihr Lager in mehreren Dörfern auf, welche der Gräfin Chotel gehörten, und beide Heerführer, die Grafen Hagfeld und Gßy, nahmen sogar ihr Quartier in dem Chotel'schen Schlosse. Die noch junge, seit einem Jahre erst verwitwete Gräfin, befand sich in trauriger und bedrängter Lage. Ihr Gatte, den sie herzlich liebte, hatte ihr ein vierjähriges Söhnlein, den kleinen munteren Rudolph, hinterlassen, daher sie ganz schutzlos war in diesen schweren kriegsrischen Zeiten. Es fehlte zwar nicht an Bewerbern, welche die schöne und reiche Wittwe als Ehegemahl zu schützen begehrten. Besonders einige unbemittelte Vettern des verstorbenen Grafen, die gar gerne durch ihre Hand in den Besitz der großen und einträglichen Güter gelangt wären, bestürmten die Einsame mit ihren Bewerbungen. Gräfin Chotel aber konnte sich durchaus nicht zu einer zweiten Ehe entschließen, wodurch ihr liebes Söhnlein einen Stiefvater erhalten hätte. Sie vertraute fest auf Gott, den Schutz und Hort der Wittwen und Waisen.

Am 5. März 1645 wurde die Schlacht bei

Jankowitz geschlagen und von den Schweden gewonnen. Die Sieger erstürmten das in der Nähe der Wahlstatt gelegene Schloß Chotel, plünderten daselbe und steckten es schließlich in Brand. Die bestürzte Gräfin hatte sich mit ihrem Söhnlein und einem Hündchen, Fidel genannt, das seiner Herrin sehr anhänglich war, in einem unfern des Schlosses gelegenen unterirdischen Gewölbe verborgen und wartete hier angstvoll und bellommen das gräßliche Toben der plündernden Kriegsmänner ab. Endlich ward es still, und die Unglückliche wagte sich hervor aus ihrem Versteck; sie wollte Hülfe und Nahrung suchen für den weinenden und hungernden Rudolph. Doch wer beschreibt ihren Schrecken und ihr Schmerzgefühl, als sie, statt des stolzen und schönen Schlosses, nur rauchende Trümmer, Verwüstung rings umher erblickte. Das jammernde Söhnlein an das zagende Mutterherz gedrückt, schaute sie betend gen Himmel. Plötzlich stürzte ein schwedischer Soldat hinter einem Pfeiler hervor und legte seine Kugelbüchse auf Mutter und Kind an. Doch, wie von Gottes unsichtbarer Hand zurückgehalten, senkte der Mann sein Morgengewehr und fragte barsch und rauh, ob sie die Gräfin Chotel wäre und der Kleine ihr Söhnlein? Auf der Zitternden bejahende Antwort, riß er das Kind aus ihren Armen. Das verzweifelte Widerstreben der Gräfin reizte den Schweden zur Wuth, und mit der einen Hand das Knäblein haltend, stieß er mit der anderen den Flintenkolben ihr so gewaltig auf die Brust, daß sie kraftlos und erschöpft zusammenbrach und besinnungslos am Boden lag. So fanden sie nach kurzer Zeit die zurückkehrenden Dienstleute des Schlosses, und die zwischen Tod und Leben schwebende Gräfin wurde auf das Gut eines ihrer Verwandten gebracht, woselbst sie mehrere Wochen lang mit schwerem Siechthum zu kämpfen hatte. Von dem geraubten Söhnlein war und blieb jegliche Spur verschwunden, wie auch von dem kleinen treuen Hunde, der vermuethlich Rudolph's Räuber nachgelaufen war.

Endlich genas die trostlose Mutter, doch Tief-sinn und Behmuth erfüllten ihre Seele. Zur weiteren Pflege vertrauten ihre Verwandten sie einem Kloster an. Die Vettern aber ihres verstorbenen Gatten nahmen habgierig Besitz von den schönen und einträglichen Gütern, welche blos in der männlichen Linie erblich waren. Der nunmehr verarmten Gräfin setzten die Herzlosen ein mäßiges Wittwengehalt aus. Dank der ihr im Kloster gewordenen sorgfamen Behandlung wurde sie nach einigen Jahren gesund an Leib und Seele und gedachte natürlich jetzt um so leb-



Euchet, so werdet ihr finden!

A. Hoff.

von Schwaben
 bod in der
 hofel, Wintern
 in Kranz. Da
 ihrem Einde
 mannt, das
 einem unter
 den Herolde
 und blomm
 inden Kriege
 ill, und die
 ihrem Reijet
 fuchen für
 uloh. Doch
 ihr Schme
 gen und sch
 mer, Verni
 mmernde G
 gebrieh, h
 lich fürte
 Weiler her
 of Witter
 es unfe
 er Wam
 und raub, d
 der Klom
 bejehende
 Wram. De
 schin nie
 einen f
 mit der
 auf die
 mmenbro
 Es janden
 en Dienst
 Tod und
 Gut ein
 lit sie me
 am ja k
 klein wor
 wie and
 ermäßig
 ter, doch
 e Seele. J
 bemoant
 der ihm
 nig Reij
 hüttern,
 welche
 ch waren.
 Die
 die Jerg
 Dant der
 Behandl
 und an
 ht um

hafter ihres geraubten Söhnleins; sie überlegte recht ernstlich, wie sie wieder in dessen Besitz gelangen könnte, falls er noch am Leben wäre. Sie konnte den trostreichen Gedanken nicht aus dem Sinne schlagen, daß der Soldat ihren herzlieben Rudolph nur geraubt, aber nicht getödtet habe. Endlich stand ihr Entschluß fest, von Land zu Land zu reisen und nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis sie ihren Sohn wieder gefunden oder den letzten Athemzug gethan hätte. Der westphälische Frieden, Anno 1648 geschlossen, hatte den Gräueln und Schrecknissen des langen Krieges glücklich ein Ziel gesetzt, und so war es denn möglich, daß die arme Mutter ihren Vorsatz ausführen und die Reise antreten konnte. Es sollte zuerst nach Schweden gehen, denn die Gräfin mußte natürlich denken, daß der Kindesräuber, wenn er noch lebte, dort sich aufhalten werde. Seine Gestalt und seine Gesichtszüge standen lebendig vor ihrer Seele.

In Gottes Namen trat Gräfin Chotel die weite Reise getroßt an. Im Jahr 1650 erreichte sie glücklich Stockholm, Schwedens schöne Hauptstadt. Jetzt aber wurden ihr erst die unsäglichen Schwierigkeiten klar und alle Hindernisse, welche sich ihrem Unternehmen entgegensetzten. Wo und wie sollte sie den Räuber ihres Söhnleins in der großen Stadt und in dem noch viel größeren Lande, dessen Sprache sie nicht einmal verstand, suchen und finden? Der treue Gott half der Bekümmerten aus der Noth! Als sie eines Tages sinnend und sorgend durch die belebten Straßen Stockholms wandelte, kam ein kleiner Hund plötzlich auf sie zu und sprang mit Freudenthellen um sie herum.

Kaum traute die Gräfin ihren Augen! Das war ja der kleine Fidel! Sie rief den Liebling ihres Rudolphs bei Namen und das kluge Thier ward ganz außer sich vor Freude. Die Gräfin nahm es auf den Arm und Fidel schmiegte sich zärtlich und lieblosend an sie. Da trat aber ein Mann aus dem Volke herbei. Seine Worte verstand sie zwar nicht, merkte jedoch an seinen Gebärden, daß er der Herr des Hundes war und sein Recht auf denselben geltend machte. Die Gräfin bot ihm ihren Geldbeutel an, er aber schüttelte den Kopf, ohne Geld annehmen zu wollen. Endlich mischte sich einer der Umstehenden, welcher die deutsche und die schwedische Sprache verstand, in die Unterhandlung und bewog durch sein Zureden die stehenden Parteien, des Statthalters Entscheidung in dieser auffallenden Angelegenheit zu erbitten.

Der Feldmarschall Graf von Torstenson, welcher nach seiner siegreichen Rückkehr aus

Deutschland von der Königin Christine, die ihrem Vater, Gustav Adolph, auf dem schwedischen Throne nachgefolgt, zum Statthalter des Landes ernannt worden war, saß eben in seinem Arbeitszimmer, als einer seiner Diener eintrat und die Gräfin Chotel aus Böhmen anmeldete. Er ließ ihr sogleich sagen, daß er bereit sei zu ihrem Empfang. Die Gräfin erschien in Begleitung jenes Mannes, der den kleinen Fidel, die Ursache des Zwists, unter dem Arme trug. Sie entschuldigte sich zuerst wegen ihrer etwas ungewöhnlichen Begleitung und erbat sich sodann des Statthalters Beistand gegen den Mann, welcher ihr den kleinen Hund, ihr rechtmäßiges Eigenthum, vorenthalten wollte. Daß ihr so zugegangene Thier sei ihr, während des Krieges, auf ihrem verwüsteten Schloß in Böhmen geraubt worden und hier in Stockholm habe sie es wunderbarer Weise wieder gefunden. Da nun der Mann um keinen Preis den Hund ihr abtreten wolle, so bitte sie den Statthalter, seinen Einfluß und seine Gewalt geltend zu machen, damit ein gütlicher Vergleich zu Stande komme.

Torstenson befragte nunmehr den Mann, seiner Aussage nach der Hausknecht eines Gasthofes, wie er zu dem Thiere gelangt sei und warum er dessen Verkauf so hartnäckig verweigere, trotz des reichlichen Anerbietens. Nur ziemlich unbefriedigend konnte der Hausknecht Antwort geben auf die erste Frage. Er sagte: „Vor mehreren Monaten hab' ich den Hund auf der Landstraße gekauft; er wurde mir von einem fremden Mädchen um billigen Preis feil geboten. Das nette Thier kann viel possierliche Kunststücken machen, wodurch meines Herrn Gasthof beliebt und stark besucht wurde; jedermann will den klugen Hund sehen. Auf diese Weise gibt's häufig gutes Trinkgeld für mich, was ist er mein und bleibt mein. Und wenn der Herr Statthalter mir nicht zu meinem Rechte verhelfen will, so geh' ich zu der Königin, die sich, da sie selber eine Frau ist, von Weiberthranen gewiß nicht bestechen und zur Ungerechtigkeit bewegen lassen wird.“

Ebenso dringend als rührend bat die Gräfin den Statthalter, ihr durch seine hohe Stellung wieder zu ihrem Eigenthum zu verhelfen. Jedoch der Hausknecht meinte: „Es mag wohl sein, daß der Hund früher der Dame gehört hat. Jetzt aber ist er mein und bleibt mein. Und wenn der Herr Statthalter mir nicht zu meinem Rechte verhelfen will, so geh' ich zu der Königin, die sich, da sie selber eine Frau ist, von Weiberthranen gewiß nicht bestechen und zur Ungerechtigkeit bewegen lassen wird.“

Zuvörderst ließ Graf Torstenson den Hausknecht sammt dem Hunde der Wache übergeben, um mit der Gräfin allein reden zu können. „Ich

bedauere recht sehr," nahm er nun das Wort, "Ihre Bitte nicht erfüllen zu können. Der Hund ist jetzt, ohne alle Frage, dieses Mannes Eigenthum. Auch wenn das Thier während des Krieges Ihnen weggenommen worden, so können Sie dasselbe doch nicht zurückfordern, da ein anderes, wie Sie wissen, zu solcher Beute berechtigt ist nach der Sitte unserer Zeit."

Bei diesen Worten brachen die Thränen der Gräfin reichlich hervor, und gerührt sprach der Statthalter weiter: "Ich kann unmöglich glauben, daß Sie um den kleinen Hund, er mag noch so klug und anhänglich sein, bittere Thränen vergießen können. Hier muß noch ein anderes Geheimniß vorhanden sein, welches Ihnen den Besitz des Thieres so überaus werthvoll macht. Bitte, schenken Sie mir in dieser Hinsicht volles Vertrauen, damit ich Ihnen, nach besten Kräften, mit Rath und That beistehen kann."

Hierauf erzählte ihm die Gräfin Chotel jene ganze betäubende Geschichte, welche wir bereits kennen, und sagte schließlich: "Die Hoffnung lebt in mir, der barmherzige Gott werde mich mein Söhnlein hier finden lassen. Zu dessen Entdeckung kann mir der zu gleicher Zeit abhanden gekommene Hund von größtem Nutzen sein. Ich will jeden Preis gerne dafür bezahlen und jedes Opfer bringen, um wieder in den Besitz des treuen Thieres zu gelangen."

Mit herzlichster Theilnahme hatte der Statthalter die traurige Erzählung vernommen, und kaum hatte die suchende Mutter all ihr Anliegen berichtet, so sprach er weichgestimmt: "Ob Ihr Sohn noch lebt, weiß ich freilich nicht. Das jedoch möchte ich ganz entschieden behaupten, daß er in jener Schreckensstunde nicht getödtet worden ist. Der lange Krieg hatte meine Soldaten wohl hart und rauh gemacht, aber zu solch einer grausamen That, zum Kindesmord, halte ich keinen derselben fähig!"

Auf seinen Befehl wurde nun der Hausknecht in ein Nebenzimmer gebracht. Des Grafen triftige Vorstellungen und Versprechungen, zu denen sich vermuthlich auch eine oder die andere Drohung gesellte, bewogen endlich den Schweden, ihm das Thier ziemlich theuer zu verkaufen. Die Gräfin erhielt nun den ihr so werthen Fidel von dem menschenfreundlichen Statthalter zum Geschenk, der ihr zugleich das Anerbieten machte, während ihres Aufenthalts in Stockholm bei seiner Gemahlin zu wohnen, damit er sich selbst ihrer Angelegenheit desto besser annehmen und thunlichst fördern könnte. Mit dankbarem Herzen nahm die Gräfin des freundlichen Mannes Geschenk und Erbieten an. Von diesem Tage ab be-

zog sie des Statthalters Palast, dessen edle Gattin ihr mit großer Liebe und Theilnahme entgegenkam. Torstenson, seinerseits, ließ sich keine Mühe verdrücken, um dem Räuber des kleinen Rudolphy auf die Spur zu kommen und erließ deshalb sogar einen Aufruf, worin er demjenigen gute Belohnung versprach, welcher genaue Auskunft geben könnte über die eigentliche Herkunft des, wegen seiner großen Klugheit, allgemein bewunderten Hundes, den er nun selbst dem Hausknecht des Gasthofes abgekauft habe.

In Folge dieses Aufrufs meldete sich niemand weiter, als ein junges Mädchen, welches berichtete, daß seine verstorbene Mutter, die während mehrerer Jahre in einem schwedischen Regimente den Krieg als Marketenberin mitgemacht, den Hund bei ihrer Heimkehr nach Schweden zum Begleiter hatte. Doch habe sie das Thier nie recht leiden können. Auf der Mutter Geheiß habe das Mädchen den drolligen Hund endlich an einen Mann verkauft, der ihm auf der Landstraße begegnet.

Des Mädchens Aussage stimmte somit ganz genau mit der des Hausknechts überein. Allein auf welche Weise die verstorbene Mutter zu dem Hunde gekommen, das konnte die Kleine durchaus nicht sagen. Somit hatte dieser Aufrufsversuch des Statthalters nicht die gewünschte Folge, und doch konnte die Gräfin Chotel sich immer nicht entschließen, die schwedische Hauptstadt zu verlassen und nach Böhmen zurückzukehren. Eine Stimme im bekümmerten Mutterherzen verhiess ihr, daß Gott dennoch ihre heißen Gebete erhören und ihr das verlorene Söhnlein wiedergeben werde.

Aber leider, nun erkrankte der Feldmarschall Torstenson plötzlich und starb am 7. April 1651, in einem Alter von noch nicht achtundvierzig Jahren. Seine Gattin ließ des Theuern entseelte Hülle auf ihr fern von Stockholm gelegenes Gut bringen, wohin sie sich selbst zurückziehen beschloß. Sie hat die Gräfin, ihre Begleiterin zu sein auf dieser Reise, eine Bitte, welche dieselbe gen erfüllt, da sie dem Verstorbenen in herzlichster Dankbarkeit ergeben war und mit inniger Liebe an der edeln und menschenfreundlichen Wittwe hing. — Fidel blieb natürlich auch nicht allein im öden Sterbehause zurück.

Der Leichnam des Feldmarschalls wurde mit militärischer Feierlichkeit auf seinem Stammgute bestattet. Viele alte Krieger, die längst schon das Heer verlassen hatten, strömten von nah und fern herbei, um ihrem ehemaligen tapfern Anführer die letzte Ehre zu erweisen. Schon war der Sarg in der Familiengruft beigesetzt worden

und die beiden trauernden Frauen hatten sich bereits auf das Schloß zurückgezogen, als plötzlich wildes Geschrei, tobender Lärm vom Dorfe her zu ihren Ohren drang. Verwundert eilten sie auf den Söller, von dem sie freie Aussicht hatten. Sie gewahrten in der Ferne eine große Volksmenge, die anfangs lärmend hin und her wogte, dann aber mit dem lauten Rufe: „Schlagt ihn todt!“ dem Schlosse zustürzte. Als die Tobenden näher kamen, sahen die spähennden Frauen, daß dieselben einen Hund verfolgten und unter dem Geschrei: „Ein toller Hund! Schlagt ihn todt! schlagt ihn todt!“ mit Steinen und Knüppeln ihn niederzuschmettern suchten. Aber der arg Verfolgte wußte sich dem allen klug und geschickt zu entziehen und lief in größter Eile dem Schlosse zu. Mit Schrecken erkannte Gräfin Chotel ihren armen Fibel. Sie rief ihren Liebbling ängstlich und wiederholt bei seinem Namen, gleich als wollte sie seinen flüchtenden Lauf dadurch beschleunigen und winkte zugleich der Volksmenge mit ihrem Taschentuche, um die unbarmherzige Verfolgung aufzuhalten. Unterdessen hatte der Hund einen großen Vorsprung gewonnen und alle seine Verfolger weit hinter sich gelassen. Nur ein etwa zehnjähriger Knabe, ein tückes Bürschchen, war dicht hinter ihm und warf fort und fort den Fließenden mit Steinen. Beide langten miteinander im Schloßhof an, und die Gräfin öffnete schnell die Thür ihres Zimmers, um dadurch den gehegten Hund zu retten. Kaum hatte sie den Blutenden und Keuchenden hereingelassen, als auch der Knabe, mit vor Eifer gerötheten Wangen in dem Saale stand und bestig den Tod des Hundes forderte, der seinen Vater so grimmig gebissen habe. Gräfin Chotel, die jetzt geläufig schwedisch sprechen konnte, suchte den erregten Knaben mit freundlichen Worten zu beruhigen. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie den nun geborgenen Hund freudig und lieblosend an ihm emporbringen sah! Sie wollte das Thier auch beruhigen und rief es daher wieder bei seinem Namen: „Fibel! Fibel!“ Jetzt erwachte der fremde Knabe wie aus einem Traume, starrte den Hund an und wiederholte in fragendem Tone: „Fibel? Fibel?“ warf sich sodann auf den Boden, umschlang das treue Thier und jauchzte: „Ja, du bist Fibel, mein lieber, alter Fibel! Wo aber ist die freundliche Frau, welche immer mit uns gespielt hat?“

Eben jetzt trat ein Diener in das Zimmer und meldete, daß der vom Hunde gebissene Mann die Herrin desselben zu sprechen verlange, wozu die Gräfin sofort bereitwillig war. Als der Bauers-

mann eintrat, erkannte sie sogleich die Gesichtszüge des schwedischen Soldaten, des Räubers ihres Söhnleins, dessen Bild sich ihr unauslöschlich eingeprägt hatte. Bevor der Mann noch zum Worte kommen konnte, näherte sie sich ihm mit den zürnenden Worten: „Sehe ich dich endlich, du Kinbesräuber! der allmächtige Gott hat dich in meine Hand gegeben! Gestehe deine Frevelthat, der Hund hat dich verrathen! Wo hast du mein Kind? was ist aus ihm geworden? Sprich!“ Bei diesen vorwurfsvollen Worten stand der Mann vernichtet da, wie vom Blitze getroffen. Er erkannte die arme Frau, welche durch ihn in so schweres Herzleid gekommen; bleich und zitternd sank er auf die Kniee. Der Hund aber sprang grimmig auf den Knieenden zu und konnte nur mit Mühe von der Gräfin zurückgehalten und an weiteren Angriffen verhindert werden.

Endlich wieder ruhiger und gefaßter, konnte der Bauersmann berichten wie folgt: „Ja, Frau Gräfin, ich bin der Räuber Jhres Söhnleins! Vergeben Sie mir, ich will treulich Alles gestehen, aber Ihnen auch das geraubte Kind wohl und munter zurückgeben! Der barmherzige Gott wird mir ein gnädiger Richter sein!“ Er erzählte nun die ganze Geschichte, wie er zu der gottlosen That bewogen worden und was auf dieselbe gefolgt war. Er begann also: „Als nach der Schlacht bei Jankowitz Ihr Schloß, Frau Gräfin, geplündert und verbrannt worden, kam ich auch dahin mit einigen Nachzüglern unseres Heeres. Ich durchsuchte die rauchenden Trümmer, in der Hoffnung eines oder das andere Werthstück zu finden. Doch umsonst! Enttäuscht und mißmüthig wollte ich eben die Brandstätte wieder verlassen, als ich plötzlich einen vornehmen Reiter mich fragen hörte, woher ich käme und ob ich gute Beute gemacht hätte? Als ich die Frage verneinte und er meine üble Laune mir ansah, sagte der vornehme Herr, daß ich ein gut Stück Geld verdienen könnte, wenn ich einen Auftrag von ihm übernehmen und pünktlich besorgen wollte. Der verlockende Vorschlag leuchtete mir ein und ich erklärte mich sogleich bereit. Der Herr sagte: „Jenes zerstörte Schloß gehört einer Gräfin, die das schwedische Heer an die Oesterreicher verrathen wollte und drum die Anführer der kaiserlichen Truppen beherbergt hat. Ihr böser Plan mißglückte, weil Euer General Torstenson seine Feinde so tapfer angegriffen und besiegt hat. Doch muß die Verrätherin gestraft werden für ihre Hinterlist und Tücke. Wie ich erfahren, hat sie sich in der Nähe des Schlosses mit ihrem einzigen Söhnlein verborgen. Wenn

Ihr die Hinterlistige entdeckt und sammt ihrem Kleinen tödtet, so ist mir der Auftrag geworden, Euch tausend Goldgulden dafür zu zahlen.“

„Ich nahm das Anerbieten gleich an,“ fuhr der Mann fort, „denn es schien mir ein gutes Werk zu sein, eine Verrätherin zu bestrafen; auch die tausend Goldgulden waren nicht zu verachten. Der Reitersmann bezeichnete mir ein Wirthshaus, woselbst er mich nach vollbrachter That erwarten wollte. Zum Beweis derselben sollte ich ihm das Kleid des Kindes einhändigen, worauf das bedungene Blutgeld mir ausbezahlt würde. Das Weitere wissen Sie selber, Frau Gräfin. Ich wollte Sie unbarmherzig erschießen, allein als ich Sie so andächtig beten sah, war's mir nicht mehr möglich! Ich wollte das Kind tödten, aber das Herz widerstrebte mir in der Brust! Unentschlossen, wie ich war, entriß ich Ihnen wenigstens den Knaben. Nachdem ich Ihnen den harten Schlag mit dem Flintenkolben versetzt und Sie wie todt zusammengesunken waren, eilte ich mit dem Kinde fort und übergab es einer mir eben bezeugenden Marktenderin. Sein Kleidchen zog ich ihm aus, tauchte dasselbe in das Blut eines auf der Wahlstatt liegenden Todten und begab mich sodann in das bezeichnete Wirthshaus, wo der vornehme Reitersmann mich erwartete. Gott wolle mir die Lüge verzeihen, mit der ich mir nun zu helfen suchte! Ich erzählte, daß ich den Auftrag richtig vollzogen habe, und übergab das blutige Gewand. Die tausend Goldgulden, das Blutgeld, wurden mir ausbezahlt. Ich suchte nun in aller Eile die Marktenderin auf. Der kleine Hund, welcher mich erst bellend verfolgt hatte, war bei dem Knaben und der Frau geblieben. Ich beschloß, das unschuldige Kind zu retten, es nach Schweden mitzunehmen und dort Vaterstelle an ihm zu vertreten, da ich selbst in kinderloser Ehe lebte. Zudem ich der Marktenderin die Hälfte der tausend Goldgulden übergab, bewog ich sie dadurch in unser gemeinsames Vaterland zurückzukehren und den Knaben meiner einsam lebenden Frau zu bringen. Den so feindlich gegen mich gesinnten Hund aber schenkte ich ihr gerne, denn er wollte mich immer anpacken und beißen.“

„Treu und redlich hat die Marktenderin ihren Auftrag erfüllt. Als ich nach beendigtem Kriege heimkehrte, fand ich den Knaben in meiner Hütte. Ich und meine brave Frau haben so gut Sorge für ihn getragen, wie wenn's unser eigen Kind wäre, das weiß Gott! Meine böse That würde vielleicht niemals entdeckt worden sein, wenn nicht die Liebe zu meinem unvergeßlichen tapfern Feldherrn mich hieher gezogen hätte, um seiner

Begräbnißfeier beizuwohnen. Hier hat mich der Hund entdeckt und gebissen! Und nun, Frau Gräfin, dort steht Ihr Kind! Mir aber mögen Sie huldreich vergeben, was ich Böses an Ihnen gethan habe! Schwer und bitter hab' ich's schon bereut!“

Mit welchem Jubel, mit welcher Herzensfreude die schwergeprüfte Mutter jetzt den wiedergefundenen Sohn umarmte, mag der geneigte Leser sich denken! Auch gelang es bald ihrer zärtlichen Liebe, die dunkeln Erinnerungen an seines Lebens erste Jahre wieder in der Seele Rudolphs zu erwecken, also daß er bald die Mutter erkannte und herzlich sie umfaßte. Dem reuevollen Pflegevater aber vergab die Gräfin in christlicher Milde den harten Verlust und den unsäglichen Schmerz, daran sie, durch seine Schuld, zu leiden hatte während einiger Jahre.

Aus der einfachen Erzählung des Schweden erkannte Gräfin Chotel klar, daß die rache- und habgierigen Vетtern ihres heimgegangenen Gatten den Kindesraub erfunden und angeflistet hatten. Dem Rathe ihrer Freundin Torstenjon folgend, ging sie mit ihrem wiedergefundenen Sohne nach Stockholm, um ihn der Königin Christine vorzustellen und deren mächtigem Schutze zu empfehlen. Schwedens Königin, welche schon früher durch den Statthalter von der Angelegenheit unterrichtet worden, war hoch erfreut über den glücklichen Ausgang derselben. Auf ihren Befehl wurde eine gerichtliche Verhandlung begonnen, in welcher der Kindesräuber, Wort für Wort, seine Aussage wiederholte. Hierauf sandte sie einen Vertrauensmann, mit einem eigenhändigen Schreiben, an die Verwandten der Gräfin im Böhmenlande. Sie forderte dieselben auf, die unrechtmäßig in Besitz genommenen Güter des Grafen Chotel seinem todtvermeinten aber nun wiedergefundenen Sohne freiwillig zurückzugeben. Würden sie dies thun, so wollte die Gräfin Alles vergessen und vergeben, und auch sie, die Königin von Schweden, wolle dies mit gebührendem Dank anerkennen. Falls sie sich aber weigerten, dem Begehren der Königin zu willfahren, so werde dieselbe, im Namen der verwittweten Gräfin, bei dem Kaiserhof zu Wien sie verklagen. Die Folgen eines solchen Schrittes würden sie selbst ermessen können, wenn sie des schwedischen Soldaten wahrheitsgetreue Aussage, welche hier in beglaubigter Abschrift beiliege, aufmerksam und reiflich prüfen wollten.

Der Abgesandte der Königin Christine kam bald zurück und brachte günstige Nachricht mit. Des Grafen Chotel's Vетtern hatten sich, nachdem sie das königliche Handschreiben gelesen,

unter billigen Bedingungen bereit erklärt zur Wiederabtretung sämmtlicher Güter, und somit war diese Angelegenheit in aller Stille und auf dem Wege der Güte erledigt.

Bald darauf kehrte Gräfin Chotel mit ihrem so wunderbar geretteten und wiedergesunden Sohne zurück in die liebe Heimath. Der schwedische Bauer und seine Frau, Rudolphs Pflegeeltern, zogen mit nach Böhmen, weil der Knabe sie gar lieb gewonnen hatte und sich nicht gerne von ihnen trennen wollte.

Mutter und Sohn wurden auf ihren Gütern mit großem Jubel empfangen. Sie dankten innig dem lieben und treuen Gott, der Alles so freundlich und gnädig zum Besten gelenkt hatte.

Der kluge Hund aber, der Fidel, wurde von ihnen Allen lieb und werth gehalten und sorgsam verpflegt bis zu seinem Tode.

Woher der Uebername der Straßburger kommt.

Dieser Uebername oder, wie man auch sagt, Spott- und Spitzname, der Straßburger ist allbekannt im heimathlichen Elsaß, und der alte Vöte ist stolz darauf, auch ein Meisenlocker zu sein. Er ärgert sich durchaus nicht, wenn man ihn so betitelt. Um dessen Ursprung kennen zu lernen, müssen wir bis in's Jahr 1552 zurückgehen, da Straßburg noch eine freie deutsche Reichsstadt war, hochgeachtet und hochgeehret weit und breit. Der damalige König von Frankreich, Heinrich II., verspürte große Lust, Herr und Meister dieser guten Stadt zu werden, mit List oder mit Gewalt, aber die Bürger machten ihm, wie man zu sagen pflegt, „einen Knopf vor die Nase.“ Mit seinem Heere war der König in's Elsaß gekommen, hatte sein Lager in der Gegend von Niederhausbergen, bei dem sogenannten „Hausberger Brunnlein“ aufgeschlagen, und wollte unter mancherlei Vorwand durch Straßburg ziehen, was aber der vorsichtige Magistrat ihm keineswegs gestattete, und das aus guten und triftigen Gründen; er traute nämlich dem schlimmen Fuchs nicht.

Nach dieser Einleitung, welche der Vöte zu besserem Verständniß, für zweckdienlich erachtete, soll nun ein Gedicht in „Stroosburjer Dytisch“ folgen, in welchem die Rede ist vom französischen Könige Heinrich II. und von den Bürgern der freien deutschen Reichsstadt. Also zur Sache:

D'Meiselocker.

Stroosburg isch noch e freiji Reichsstadt g'sinn,
Do fallt's im wälische König Heinrich yn,
In Dytischland behlings unzebredhe.
Er kimmt vor d'Stadt, begehrt m'r soll 'ne schönen,

Mit Saß un Bad un'schröne durchlongehn.

Doch mit 'm Magistrat isch z'ericht ze rede:

Die Herre höere nit an zellem Ohr!

'S wurd mir gereicht, verichlossene blywe d'Thor!

D'r König muess schon bruße blawe.

Er schlaaf syn Zaauer by Hunsberje-n-uff

Un stellt syn Zelt ganz fed uff d'Anhöeh muff;

D'r Wyn der hilft 'm d'Zyt vertrywe.

M'r waarte, denkt'r, bis 's de Buerjer g'fallt

Uns durchzolon; geht's nit, ze müen m'r halt

Mit Wehr un Waffe frisch de Durchgang sueche!

Es wurd gezech, — Glässerwyn isch guet, —

Un mancher Ritter krieijs e hitzjs Blut;

M'r hört ne-n-ewwer d'Stefelburjer flueche! . . .

Die waarten-n-ab, bis Einer zornig saaf:

Was bruche m'r so newwerslueß je Staat?

D'Franzose wöelle m'r vertrywe!

Geh't's lang so jurrt, ze mangelt's uns an Brod,

D'noh lon de Find m'r durch us luttter Noth!

M'r wöelle drum e g'halzes Briefel schrywe:

G'schwind uff de Baal, wo unser Meis' jo steht!

Mit dere soll d'r wälische Majestat

E neu Wyz gepfisse wäere!

Nurr Mann d'rzue; mit frischem Mueth

Bersorje d'Meis' un ziele guet!

Sie solle-n-unsri Meinung höere...

Biff, pass! Diß tracht! D'r Schuh geht los:

In's Zelt fahrt d'Köuel, 's isch famos,

Wo Köenig un viel Ritter schmuuse. —

„Wie heißt der Böujel wo jo ppyßt?“

Kriest Heinrich, der an's Schwert glich greiff,

„Die wäere ball schön mit uns huuse!“ —

's isch d'Meis', Herr Köenig, die ihr Stimm

Lutt höere loßt im Zorn un Grimm.“ —

„Wenn di so locht, ze muess m'r laufe

Un Bedh genn, will m'r odder nit!

M'r wöelle-n-awwer — 's geht noch mit —

D'Stroosburjer Meiselocker tauje!“ —

D'r Köenig saaf's; sie basche-n-abb;

'S geht geije Haauenau im Trabb;

D'r Meis' ihr G'fang het d'Find vertrywe!

Von zell're Stund an, ganz genau,

Isch jedem Kind von Stroosburg au

Der Newernamme schön gebliuwe. D. H.

Schließlich noch einen hochdeutschen Vers aus

dem Gedichte: König Heinrich II. und die

Meisenlocker, von August Stöber, dem

lieben alten Freunde des Vöten broben in Mül-

hausen:

Die Angel ist geflogen fast eine Stunde weit,

Vom Wall ein Meisenlocker gab ihr so gut Geleit;

Der ließ eine Meise singen und pfeifen ein Liedchen fein,

Sie slog mit Schwirren und Saugen in's Königszelt hinein.

Die Geyser auf Island.

Von allen vulkanischen Gegenden der alten und der neuen Welt bietet die Insel Island die größte Mannigfaltigkeit interessanter Naturerscheinungen. Der Geologe, der Botaniker, der Ornithologe, das heißt, weniger gelehrt gesprochen, der

Erdbildungskundige, der Pflanzenkenner, der Vögelkundige, und deren vielnamige Fachgenossen finden auf dieser im hohen Norden gelegenen Insel auf jedem Schritt einen Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit fesselt, ihre Kenntnisse bereichert, ihre Ideen berichtigt, um so mehr als die Pfade des schwer zugänglichen Wunder-Eilands nicht gar zu häufig von Wißbegierigen betreten werden. Auch der Geschichtsforscher, der Dichter, würden dort eine reiche Ausbeute machen an ungewöhnlichen und erhebenden Anschauungen: der Hella und Skaptar-Jökull warten noch auf ihre begeistertsten Sänger. Nach den neuesten Reiseberichten soll dem geneigten Leser Folgendes mitgetheilt werden:

Bei dem ehemaligen Hauptorte der Insel, Stalholt, in einem Thale nördlich vom Hella und an den Abhängen dieses feuerpeinenden Berges, finden sich mehr als hundert theils warme, theils heiße, von den Umwohnern zum Kochen benützte Quellen, die aus dem felsigen Boden hervorbrausen. Die merkwürdigsten dieser Quellen sind die Geysir, eine Art von Springquellen, deren Ausbruch in unregelmäßiger Zeitfolge geschieht und selten länger als fünf, höchstens zehn Minuten andauert. Ein Reisender, der den Großen Geysir in voller Kraftentwicklung sehen will, muß oft mehrere Tage auf das dumpfe Knurren und Schüttern warten, das jedem Ausbruch vorangeht. Anfänglich sieht er nichts als ein kreisrundes Becken von sechzig Fuß im Durchmesser, das theilweise mit warmem, krysthallhem, hin und wieder Blasen werfendem Wasser angefüllt ist. Allmählig geräth das Wasser in wallende Bewegung, steigt bis an den Rand des Beckens und wird mit donnerähnlichem Getöse, unter Auswurf von Dampf und Steinen, in geradem Strahl 60, oft 100 Fuß hoch emporgetrieben. Nachdem sich dieses für die Zuschauer nicht immer gefahrlose Spiel einigemal wiederholt hat, ist die natürliche Röhre, welche vom Krater des Beckens in die Tiefe steigt, leer geworden, eine Dampfäule erhebt sich, noch ein Donnerschlag, und der Geysir stellt nichts weiter vor, als einen friedlichen Teich, der auf keinerlei Weise verräth, mit welchen gewaltigen unterirdischen Feuermächten er in Verbindung steht.

Eine Wolfsjagd in Rußland.

(Mit einer Abbildung.)

„Horch! Hört ihr sie nicht heulen? Gewiß, meine Herren, wir werden heute eine treffliche Jagt haben!“

Dieser Ausruf wurde von unserem Wirth, dem Grafen Zwanoffski, gemacht, in dessen

Schlitten wir von einem Paar feurriger tatarischer Pferde über die schneebedeckte und hartgefrorene Steppe hingeführt wurden.

Von der Wolfsjagd, welche in Rußland so beliebt ist, hatte ich selbst gar keine Kenntniß, und ich muß gestehen, daß ich nicht ohne geheimes Widerstreben die Einladung des Grafen, an einer solchen mich zu betheiligen, annahm.

Der Schlitten, dessen hohe geräumige Kufe einfach aus starkem Weidengeflecht bestand, hatte das Eigenthümliche, daß unten an den Läufern eine Reihe von scharfen, senfenartigen Messern angebracht war. In denselben befanden sich vier Personen, mein deutscher Reisegefährte, Heinrich Großbrunn, der Graf, der Kutscher Zwan und ich.

Als wir den Schlitten bestiegen, nahm der Graf ein junges Schweinchen mit, das in Ansehung seiner Größe eine auffallend starke Stimme besaß, die sich, je weiter wir fuhren, dermaßen steigerte, daß wir zuletzt unser eigenes Wort nicht mehr hörten.

„Der Henker hole das Schwein!“ rief ich endlich ungeduldig aus. „Warum in aller Welt, Herr Graf, haben Sie diesen Schreihals mitgenommen?“

„Weil es“, erwiderte dieser lächelnd, „für unseren jetzigen Zweck ganz unschätzbar ist. Hab's eigens ausfinden lassen wegen seiner ungewöhnlich starken Stimme. Ohne seine Beihülfe würden wir nur eine schlechte Jagd haben; sein Geschrei muß die Wölfe herbeirufen.“

Die Nacht war rasch eingetreten und ziemlich finster, doch gewährte der Mond, der von Zeit zu Zeit aus den Wolken hervortrat, und das Leuchten und Schimmern des Schnee's Licht genug, um die Gegenstände ringsum unterscheiden zu können.

Zuerst fuhren wir durch einen finstern Föhrenwald, welcher des Grafen Schloß umgab. Es dauerte aber nicht lange, so kamen wir in eine offene Landschaft heraus, wo, so weit das Auge reichte, kein Baum und kein Busch zu sehen war. Hier nun war's, wo der Graf die zu Anfang erwähnten Ausrufe machte.

Das feurrige Gespann flog jetzt rasch über die Ebene dahin. Immer deutlicher vernahm man das Heulen und Bellen der Wölfe, das von allen Seiten der Steppe herzukommen schien. Um sie zu uns heranzulocken, stand der Graf auf, nahm das Schweinchen bei den Hinterfüßen und hielt das zappelnde Thier in die Höhe. Sein Geschrei wurde nun schrecklich und bald darauf war auch der Vortrab der Wölfe uns auf den Fersen.

Trotz der Helle, welche der Widerschein des

Schnee's verbreitete, denn der Mond war jetzt hinter dichtem Gewölke verborgen, leuchteten doch die Augen der Wölfe wie glühende Kohlen, und obchon ihr schneller leiser Tritt auf der Ebene fast unhörbar war, so vernahmen ihn dennoch die flüchtigen Tartarenpferde, welche, dadurch erschreckt, mit der Schnelle des Sturmwind's über die schimmernde Ebene dahinjagten.

Unser Kutscher Zwan, ein alter Jäger, schaute auf die Wölfe, die sich bis jetzt dem Schlitten genähert hatten, mit der größten Gleichgiltigkeit nieder, dagegen richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Bewegung seiner Kofse, in deren Lenkung er ein wahrer Meister war. Endlich holten zwei der stärksten Wölfe die Pferde ein und versuchten an ihnen hinaufzuspringen. Da ergriff Zwan eine scharfe, an einem langen Stiel befestigte Gabel und machte den einen mit einem gewandten Stoße unschädlich, während er durch eine leichte Bewegung des Zügels das Gespann ein wenig nach rechts ausbiegen ließ und so die andere Bestie unter die scharfen Messer des Schlittens brachte, durch welche sie mitten von einander geschnitten wurde.

Immer zahlreicher kamen jetzt die Wölfe herbei. Die Steppe, welche vor wenigen Minuten noch einsam und leblos war, bedeckte sich so dicht mit wüthenden hungrigen Thieren, daß kaum der Schnee auf dem Boden sichtbar war. Und immer noch heulten und bellten neue Anzügler herbei.

„Meine Herren“, sagte der Graf, wir werden heute eine Jagd haben, wie sie mir selten vorkommt. Halten Sie jetzt Ihre Gewehre in Bereitschaft!“

„Gnädiger Herr“, rief der unerschütterliche Zwan, während er seine Gabel einem andern Wolf, der an den Pferden emporprang, in den Leib stieß, „ich fürchte, wir werden in dieser Nacht mehr Spaß haben, als Sie und diese Herren sich vorstellen.“

In diesem Augenblicke hatten sich die Wolken verzogen und des Vollmonds helles Licht bestrahlte ein furchtbares Schauspiel.

„Schießen Sie, meine Herren, schnell, schießen Sie!“ rief Graf Zwanoffski.

Ich sah jetzt, daß wir uns wehren oder umkommen mußten, und schuß sogleich mein Gewehr unter die heulende Meute ab, welche sich mehr und mehr gegen den Schlitten und die Pferde hindrängte.

Für den Schlitten hatte ich keine Besorgniß, da die Wölfe bei der Schnelligkeit, mit der er über die Steppe hinsauzte, sich vorsichtig von den Messern fern hielten, welche von allen Seiten daran hervorstanden. Bisweilen jedoch geschah's,

daß die, welche uns zunächst waren, von den anderen gegen den Schlitten gebrängt, durch die Messer schwer verwundet oder entzweiggeschnitten wurden. So oft dies geschah, stellten die Wölfe ihre hitzige Verfolgung einen Augenblick lang ein, ein Kampf entspann sich um die Ueberbleibsel ihrer getödteten Kameraden, welche sogleich aufgefressen wurden.

Obchon ich in dieser Art Jagd keinerlei Erfahrung besaß, so ward mir's doch bald klar, daß Alles darauf ankam, von den Raubthieren so viel als möglich zu tödten, weil wir nur dadurch den Pferden von Zeit zu Zeit Luft schaffen konnten.

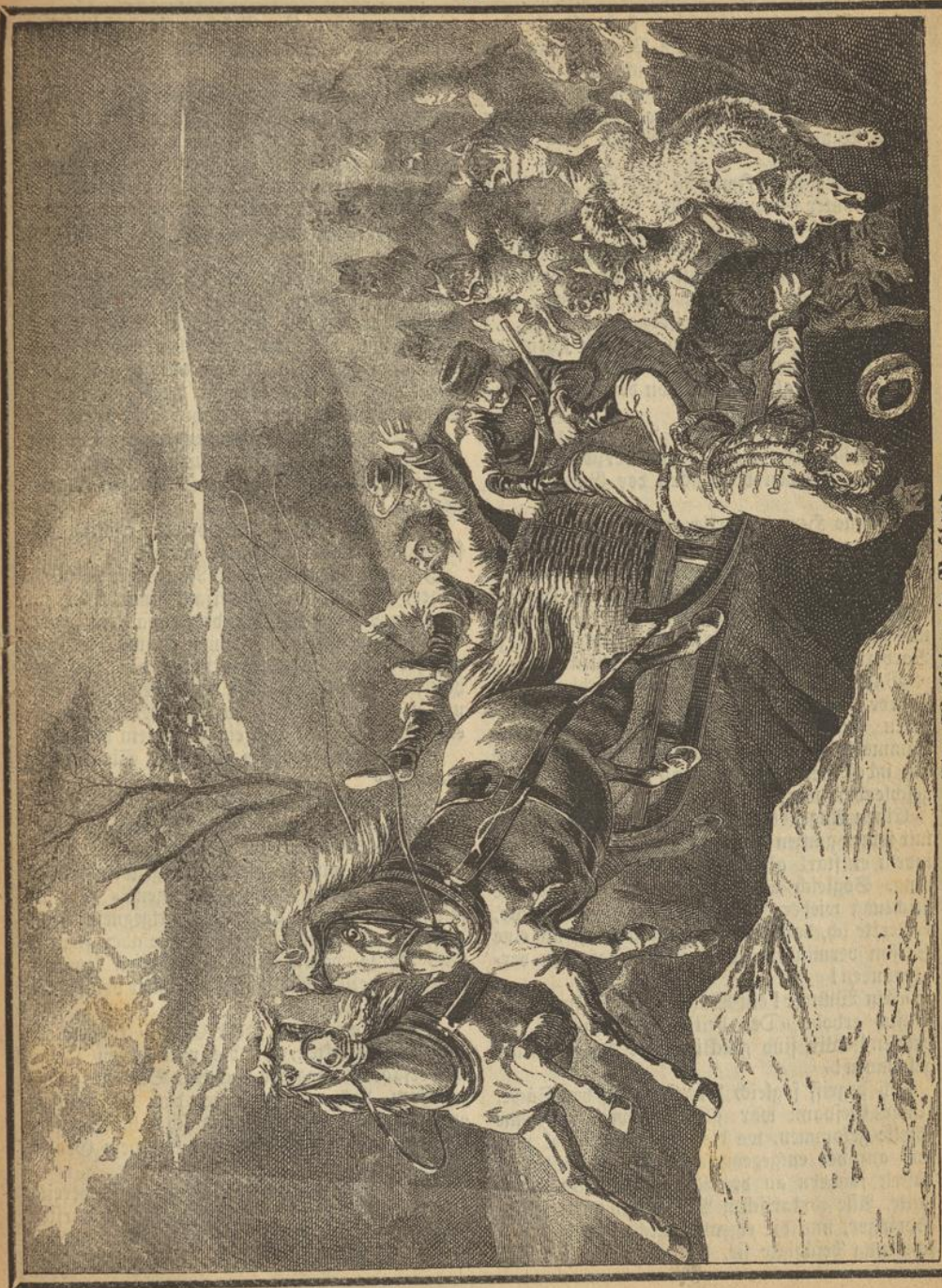
Mein etwas phlegmatischer deutscher Freund, der, gleich mir, noch niemals einer Wolfsjagd beigewohnt hatte, feuerte ganz kaltblütig unter die Bestien und lud dann sein Gewehr mit größter Ruhe wieder, während ich mich in der stärksten Aufregung befand und vor Vergnügen mit dem un vermeidlichen Schweinchen um die Wette aus vollem Halse schrie. Zum Glück hatte ich ein paar sechsälufige Revolver nebst den Reserveläufen zum Einsetzen bei mir, mit denen ich Schuß auf Schuß abfeuerte.

„Heiliger Nikolaus!“ ertönt's auf einmal, während wir mit Läden beschäftigt waren, aus Zwans Munde.

Als ich darauf hin aufmerksam mich umschaute, bemerkte ich sogleich, daß Zwan, durch irgend ein Mißgeschick, die Herrschaft über die Pferde verloren hatte, welche jetzt, wie toll, ich wußte nicht in welcher Richtung, dahinstrast.

„Meine Herren“, rief der Graf, „wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, so bleiben Sie kaltblütig!“ Dann schleuderte er das schreiende Schwein von sich und wandte sich zu Zwan, mit den Worten: „Gebrauche die Gabel gegen die Pferde, Zwan! Treibe sie um jeden Preis vorwärts!“ Dann, zu uns gewendet, setzte er in kaltem, entschlossenem Tone hinzu: „Meine Herren, wir sind jetzt ganz der Gnade unserer Pferde preisgegeben. Sollte eines derselben stürzen oder vor Ermüdung nicht weiter können, so würden die Wölfe in kürzester Zeit nichts von uns übrig lassen, als unsere auf dem Boden zerstreuten Knochen. Fahren Sie fort, Ihre Waffen so schnell als möglich zu gebrauchen, denn je mehr wir von den Bestien tödten, desto eher dürfen wir auf Rettung hoffen.“

Entschlossen, muthig zu sterben, wenn es so sein müßte, erneuerten wir unsere Anstrengungen, und es gelang uns, so viele Wölfe niederzustrecken, daß ihre Aufmerksamkeit von Zeit zu Zeit während einiger Minuten von uns abgelenkt



Eine Wolfsjagd in Rußland.

wurde. Sobald solches geschah, suchte Zwan einmal die Herrschaft über die Pferde wieder zu gewinnen, aber es gelang ihm nicht. Sie stürmten dahin wie der Wind, während von ihren Köpfen der Schaum troff und der Dunst in der kalten Winternacht sich in Wolken über ihnen sammelte.

„Wo sind wir, Zwan?“ rief der Graf mit klarer, lauter Stimme, welche selbst das Heulen der Wölfe übertönte.

„Christus und die Apostel seien uns gnädig!“ jammerte der Kutscher mit zitternder Stimme; „wir sind nicht weit von einer Schlucht, die mehr als hundert Fuß tief ist!“

„Treibe die Pferde gegen sie hin!“ schrie der Graf verzweiflungsvoll; es ist besser, wir finden dort den Tod, als daß wir von den Wölfen aufgefressen werden!“

„Es soll geschehen wie der gnädige Herr befehlen!“ rief Zwan ebenso verzweifelt und stieß den Pferden die Backen der Gabel in die Seite.

„Meine Herren, verlieren Sie Ihre Geistesgegenwart nicht,“ ermahnte der Graf zu uns gewendet; „wenn wir von dieser Welt scheiden müssen, so werden wir wenigstens die Genugthuung haben, daß Hunderte von Wölfen mit uns in den Abgrund stürzen. Machen Sie kurze Vorbereitung zum Tode und empfehlen Sie —“

Während der Graf so sprach, schienen die Pferde, wie auf einen gemeinsamen Antrieb einen Aufsprung zu machen. Unwillkürlich klammerte ich mich an die Seite des Schlittens an, indeß der Deutsche und Zwan auf mich geschleudert wurden.

Einen Augenblick nachher schlug der Schlitten mit seiner ganzen Schwere auf den Boden auf, indem er stark abwärts, einen Winkel bildend, hing. Sogleich aber gewann er seine gerabe Richtung wieder. Als ich mich jetzt umschaute, bemerkte ich, daß sich unsere Gesellschaft um eine Person vermindert hatte. Der Graf war verschwunden!

„Ein Wunder! ein Wunder!“ rief Zwan, als er sich erhob. „Der heilige Nikolaus sei gepriesen! Wir sind glücklich über den Abgrund gekommen!“

Ich begriff sogleich den Hergang der Sache. Unser Gespann war glücklicherweise an eine Stelle gekommen, wo die Schlucht schmal war und auf der entgegengesetzten Seite nicht stark abfiel, sondern an der Kante eine Abdachung hatte. Alle tartarischen Pferde sind vortreffliche Springer, und die eigenthümliche russische Anschirrung befähigte sie, den Schlitten mit sich

hinüberzureißen. Ein Glück war's, daß ihre Hufeisen erst vor dem Ausfahren geschärft worden waren.

Als ich zurückschaute, sah ich wie die Wölfe sich gegen den Abgrund hindrängten und in ihrem blinden Eifer, oder getrieben von den nachfolgenden Genossen, kopfüber hinunterstürzten. Einzelne versuchten zwar hinüberzuspringen, aber ohne Erfolg, weil sie entweder die andere Seite gar nicht erreichten oder dort keinen Halt fanden.

Als Zwan sah, daß uns die Wölfe nicht mehr verfolgen konnten, sprang er auf eines der Pferde, ergriff die verlorenen Zügel, und es gelang ihm, die Herrschaft über das Gespann wieder zu gewinnen. Als er aber vernahm, daß sein lieber Gebieter vermißt werde, brach er in Thränen aus und war zu nichts mehr fähig.

Indeß war Heinrich Großbrunn, der Deutsche, aus dem Schlitten gestiegen und hatte mehrmals in die Schlucht hinunter des Grafen Namen gerufen.

„Ich bin hier,“ antwortete endlich eine schwache Stimme von unten herauf.

Ich trat ebenfalls dem Rande der Schlucht näher, und als ich aufmerksam hinablickte, sah ich beim Scheine des Mondes, etwa dreißig oder vierzig Fuß unter uns, einen Baum, welcher, wie's bei dem ungewissen Lichte den Anschein hatte, aus der Felsenwand hervorgewachsen war, und in demselben einen dunkeln Gegenstand, der entweder der Graf oder ein Wolf sein mußte.

„Herr Graf,“ forschte ich, „sind Sie auf dem Baume?“

„Ja!“ antwortete die Stimme.

„Sind Sie verletzt?“ fragte ich weiter.

„Bedeutend!“ war die Antwort.

„Können wir in diesem Augenblick etwas thun, um Ihnen Hülfe zu bringen?“ fuhr ich mit Fragen fort, und der Graf entgegnete: „Ich befürchte, nicht wohl. Senden Sie aber sogleich nach Hause, damit Leute mit Seilen kommen, und unterdessen wünsche ich, daß einer von Ihnen bei mir bleibe.“

„Es soll geschehen, Herr Graf!“ tröstete ich den Verunglückten, wandte mich gegen Zwan und befahl ihm, sogleich nach dem Schlosse zurückzufahren, das, wie er sagte, drei Wegstunden entfernt war. Großbrunn und ich nahmen unsere Gewehre an uns und blieben bei dem Grafen zurück.

Als ich nach meiner Uhr sah, zeigte sie bereits drei Uhr vorüber an. Vor Tagesanbruch durften wir aber kaum Hülfe erwarten. Der Mond schien jetzt hell und klar von dem unbewölkten

Himmel. Bisher hatte man immer noch auf der anderen Seite der Schlucht das Heulen der Wölfe vernommen. Jetzt war es still geworden und ich konnte auch nichts mehr von ihnen sehen. Diese Bemerkung theilte ich dem Grafen brunten mit, und dieser erwiderte darauf: „Sie werden die leblosen Körper der Raubthiere hundertweise auf dem Boden der Schlucht finden. Die übrigen, als sie sahen, daß sie nicht hinübersetzen konnten, sind in ihre Schlupfwinkel zurückgekehrt.“

— Vier tödtlich lange angstvolle Stunden hatten wir zu warten, bis der treue Iwan mit Schlitten und Leuten an Ort und Stelle zurückkam. Glücklicherweise war diese Nacht des Schreckens nicht besonders kalt. Schon seit einiger Zeit hatte der Graf uns keine Antwort mehr gegeben und wir fürchteten bereits das Schlimmste.

Als Iwan solches vernahm, band er sich ein Seil um den Leib und ließ sich hinunter. Einige Minuten darauf wurde der Graf, welcher ohnmächtig geworden war, herausgezogen und in Sicherheit gebracht.

Seine Diener trugen ihn in einen Schlitten, hüllten ihn in warme Pelze und flößten ihm starke Dosen Brantwein, die russische Universal-Medizin, ein. Seine Verletzungen waren zum Glück nicht bedeutend, und in wenigen Tagen war er so weit hergestellt, daß er mit Vergnügen bereit gewesen wäre, eine neue Wolfsjagd zu unternehmen, wenn mein Freund Heinrich Großbrunn und ich Lust dazu gehabt hätten, allein die war uns gründlich vergangen!

Späte, aber glückliche Erbschaft.

Auf stillem, schmalen Waldfpfade stieg ein einfach jägerartig gekleideter junger Mann den Berghang hinan. Er lüftete, als er die letzte, rauhe Felsstafel erklimmen, die, dem Anscheine nach, schwere Rektasche auf der Schulter, und setzte sich auf einen vorspringenden Steinblock, mit üppigem Moose weich gepolstert, hing den breitrandigen Hut an einen Ast der daneben stehenden Tanne und trocknete mit seinem Taschentuch die hohe braunumlockte Stirn. „Walt's Gott!“ sagte er leise vor sich hin, „das wäre die erste Rast in dem mir übertragenen Waldrevier! Hier oben, gleich mit dem ersten Grenzsteine, soll es, der Karte nach, anfangen, und dort steht derselbe mit seiner Nummer 74. Wichtig also!“ — Dann, genauer noch ringsum schauend, fuhr der junge Mann in seinem Selbstgespräch fort: „Der Schlag könnte etwas besser gestellt sein; doch will ich nicht gleich mit Krütteln beginnen. „Besser machen,“ sagte mein alter

Lehrmeister. Der Baumwuchs bekundet guten Boden; nirgends verkrüppeltes Zeug. Dort aber liegt Windbruch, sammt Allem was er umgedrückt! Das ist keine Ordnung und 's gibt von vornherein Arbeit genug. Nun, die ist mir doppelt willkommen, weil der Prinz dann bald sehen kann, was ich leiste. Doch nur langsam angefangen, Fritz, nur nicht stürmen, wie ich's wohl gern thue.“

Nach diesen leise hing gesprochenen Worten, sah sich der junge Mann nach einem schönen, kohlschwarzen Hühnerhunde, seinem treuen Begleiter, um, der bedächtig aus einer moosigen, verjumpten Quelle trank, die in einzelnen behauenen Steinen Spuren zeigte, daß sie einst gefaßt war. Der klare starke Ursprung dieses Waldborns war etwas weiter hinauf, an einer Schieferwand, welche in einer breiten Staffel abfiel, von der das Wasser mit glühendem Strahl niederrieselte. Dort gewahrte unser Forstmann auch noch den Stumpf einer gewaltigen Eiche, die, vor Alter hohl und morsch, vom Sturm oder vom Blitz herabgeschmettert sein mochte. „Das ist gar nicht haushälterisch,“ meinte der junge Mann lächelnd, „eine halbe Klafter Holz dort oben verfaulen zu lassen, und doch nimmt sich das Ganze sehr malerisch aus und ich möchte es um keinen Preis zerstören; 's mag so bleiben!“

Er nahm eine Karte aus der Brusttasche, zog sie zu Rath und fand sich gar bald zurecht. „Der Siedelbrunnen,“ las er darauf. „Nun ja, es ist schon denkbar, daß an dieser einsamen, wohl wenig betretenen Stelle, oder in deren Nähe, einst ein menschen scheuer Einsiedler sich eine Klause baute. Und dort hinab, wo das Felsgeripp des Berges einen steinernen Arm hinausstreckt, hing die Ritterburg, deren Ruinen der Fürst so sehr mir empfahl. Es soll was Uralters sein. Meinertwegen! ich will das Steingetümmer schon einmal mit meinem Besuche beehren; jetzt aber möchte ich weder zu Rittern noch zu Einsiedlern, sondern zu freundlichen und reinlichen Wirthsleuten kommen! Schon naht sich die Sonne ihrem Untergang, und acht Stunden seit der letzten Einklehr, bei dieser Hitze, das ist gewiß ein gutes Tagewerk! Komm, Nero!“

Und rüstig ging's fort über die juppfige Hochfläche. Nach einer Stunde Wanderns erreichten Herr und Hund ein gar freundliches Dörfchen, einladend um einen Hügel erbaut, von dessen Gipfel ein kleines elegantes Schloß, in italienischem Baustyle, weit hinaus in die Landschaft schimmerte. So reizend dieser Anblick auch war, rief er doch bei dem jungen Reisenden nur

ein kräftiges, beifälliges Kopfnicken hervor; mit langsamem Schrittem betrat er die reinlich und säuberlich gefehrten Gassen des Dorfes, und fand bald die ihm empfohlene Wirthschaft, „zum Hirsch“ geschilbet.

Wir wollen jetzt nähere Bekanntschaft machen mit dem uns noch fremden Wandersmann. Fritz Glamis, so heißt er, war der einzige Sohn eines hannövrischen Offiziers, welcher in den fast endlosen Kriegen unter Napoleon I. zum Krüppel geschossen worden. Des Vaters gediegene Kenntnisse, seine unbestrittenen Verdienste, seine anspruchsvolle Bescheidenheit waren begründete Ursache, daß er, wenn auch aus dem Heere geschieden, doch fortwährend mit vielen höheren Offizieren in freundlichem Verkehr blieb und besonders vom Generalstabe noch oftmals ehrend zu Rathe gezogen wurde. Unter seinen bewährten Freunden nannte Oberst Glamis gern und oft den lombardischen Prinzen Rota, der mit ihm im fernem Spanien gefochten und manche Gefahr getheilt hatte. Die ewigen Unruhen und die daraus entspringenden Maßregeln der Behörden verleideten dem Prinzen das Paradies seiner Besitzungen am Arnofluß, weshalb er sich in mehreren freundlichen Gegenden Deutschlands angekauft hatte, obgleich er die Wintermonate regelmäßig in Neapel oder Rom oder Florenz zubrachte.

So hatte Prinz Rota, vor Kurzem erst, die deutsche Herrschaft Wildspring erworben, und schien sich dort, in der herrlichen, ja wildromantischen Gegend, besonders zu gefallen. Den Sohn seines alten Kampfgefährten, der nur ehrenvolle Narben, keine unrechtmäßig erbeutete Schätze aus seinen Felzbügen heimgebracht, berief er jetzt, aus einer nur wenig einträglichen Stellung als Forstamtsgehülfe, zum gutgestellten Revierförster in die ausgedehnten Waldungen seiner Berge. Oberst Glamis war wohl seit mehreren Jahren todt, allein mit unerkalteeter Liebe bewahrte der Fürst sein Andenken, und ergriff mit wahrer Freude die Gelegenheit, der Wittwe, die in ziemlich beschränkten Umständen bei Fritz, ihrem Sohne, lebte, durch diesen seine freundschaftlichen Gefühle mit der That zu bekunden.

Der neuernannte Revierförster des edeln Fürsten Rota war nun seinem kleinen Haushalt vorangezogen, und er eben war es, den wir rastend am einsamen Siebelbrunnen fanden. Eine einfache Wohnung am Ende des Dorfes, mit weiter unbeschränkter Aussicht in die Berge, war ihm bereit gehalten, und als nach drei Tagen die liebe Mutter mit dem einfachen, doch durchaus anständigen Hausgeräthe sich einfand, ward

das Häuschen sogleich bezogen, wenn auch der Förster eben in den Wäldern gar rüstig sich umtrieb.

Neugierig beschauten die Wildspringer den Einzug, und schüttelten die Köpfe, als das Ding auf etwas wunderliche Weise von Statten ging. Die alte, aber noch rübrige Frau Glamis ließ zuerst einen kleinen Ecktisch von Eichenholz in das zum Wohnzimmer bestimmte Gemach tragen, und ging mit einer schweren, in Pergament gebundenen Foliobibel, dicht hinterher. Ernst und andächtig legte sie das heilige Buch auf den mit einem Teppich überzogenen Tisch, dann trug sie auch einen Laib Hausbrod und Salz herauf, und nun erst, nachdem dieß seinen Platz in der Lade eines schneeweißen Ahornisches Gefunden hatte, wurde das übrige Möbelwerk eingeräumt. Als Fritz Nachmittags aus dem Forst nach Hause kam, konnte er schon sein Tagewerk, sammt den Bemerkungen, am algewohnten Schreibtisch in's Register eintragen, und, wie früher, der sorglichen Mutter gegenüber sein einfaches Mahl verzehren.

Mit Ruhe und Ernst, ohne Hast und stürmendem Eifer, übte der neue Revierförster seine Pflichten, und war er auch mit Jedermann freundlich, so suchte er doch Niemand sich besonders und vorzugsweise zu nähern. In der Wittwe des früheren Pfarrherrn hatte seine Mutter eine ihr zusagende Gesellschafterin gefunden. Bald meinten die Wildspringer so unter sich: „Der Förster Glamis sei ein gar braver, freundlicher Herr, der jedoch keinem Menschen so einen kleinen Gefallen thue, wie sein Vorgänger es that, wenn er gutgelaunt war; und ein bißchen stolz sei er doch auch!“

Nach mehreren bewegten, wohl ausgefüllten Tagen wollte der neue Förster den entlegensten Theil seines weiten Bezirks kennen lernen, in welchem sich das oben schon erwähnte alte verlassene Schloß Klemmstein auf hohem, fast senkrechtem Felsgesteine befand. Er hielt sehr daran, diese mittelalterige Burgruine zu besuchen, besonders da Prinz Rota viel Ruhmens gemacht hatte von deren Merkwürdigkeit und ihrer großartigen, wildromantischen Umgebung. Als Wegweiser nahm Glamis den ältesten Forstangestellten mit, den zwar wortkargen, aber reblichen und zuverlässigen Joseph Koch, welcher alle Wege und Stege des ganzen Reviers genau kannte. Nach anstrengendem Marsche gelangten die beiden Wanderer, natürlich in Begleitung ihrer treuen Hunde, vor der alten, aber noch recht stattlich aussehenden Ritterburg an.

„Während ich die Ruine genau besichtige“,

sagte der rüstige Förster zu seinem alten Führer, „könnt Ihr mit Eurem Waldmann hier ausruben, ich nehme meinen Nero mit hinauf. Gehabt Euch wohl!“

Gar leicht war das Ersteigen des verödeten Schlosses eben nicht, doch wurde die Mühe reichlich belohnt durch die herrliche Fernsicht deren man von der noch gut erhaltenen Ringmauer genoß. Ueber den schwindelnden Abgrund hinaus erblickte das spärende Auge die ferne Ebene, mit zahlreichen Dörfern und einzelnen Weierhöfen.

Im Innern der Burg waren die verschiedenen Räumlichkeiten noch ziemlich gut erhalten; Glamis betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit und stieg dann auf einer nicht ganz gefahrlosen Wendeltreppe hinab in den Schloßhof, woselbst er zu seinem Erstaunen den alten Begleiter fand.

„Wollen's nicht zürnen, Herr Förster“, entschuldigte sich der wackere Mann, „daß ich Ihnen nachgeleitet bin; kann Ihnen vielleicht in dem verlassenen Neste da, das ich seit meiner Knabenzeit durch und durch kenne, auch zum Wegweiser dienen.“

„Kommt mir eben wie gerufen!“ freute sich der Förster. „Hab' in der Burg drinn, über einer Thürwölbung, ein gehauenes Wappen bemerkt; das möchte ich mit Euch nochmal genauer ansehen. Ihr könnt mir hoffentlich Bescheid darüber geben, was mir sehr erwünscht wäre.“

Gesagt, gethan. Bald standen Beide vor dem steinernen Wibe, das unversehrt erhalten war und auf Glamis einen tiefen, ganz eigenen Eindruck zu machen schien. Es war ein getheiltes Herzschild, rechts ein gepanzerter Arm mit breitem Schwert; links drei gekrönte Falken mit Ringen im Schnabel, im blauen Felde. Es war genau, bis auf die Helmzierde, daselbe Wappen, welches ein alter massiver Ring, den der junge Förster am Finger trug, in Onyxstein geschnitten, zeigte. Schweigend, doch sichtlich ergriffen, flog Glamis Auge von einem Wappen zum andern, bis er mit ernstem Kopfschütteln zum Fortgehen sich anschickte.

„Das ist das Familienwappen der Herren von Klemmstein“, belehrte der alte Joseph, „welche die einst so schöne Burg hier erbaut und bis zum Bauernkrieg besessen haben von Geschlecht zu Geschlecht. Mein Vater selig hat mir's oft erzählt.“ — Doch der junge, ernste Mann schien kaum auf seine Worte zu achten, sondern trat schweigend und sinnend die Heimkehr an. Kopfschüttelnd und ziemlich verduzt folgte ihm sein alter Begleiter.

Als Beide wieder im Dorfe Wildspring an-

gekommen, ward ihnen die unerbhoffte Nachricht, der Fürst werde Abends eintreffen, um die schönen Herbsttage hier zu verleben. Im Schlosse, des Fürsten Absteigequartier, war deßhalb emsiges Treiben, Regen und Rennen, doch wohlthuende, heimische Stille herrschte im Forsthaufe. Mutter Glamis erwartete den zurückkehrenden Sohn mit reinlich gedecktem Tische und stellte ein kräftiges Mahl darauf, dem alle Ehre angethan wurde, denn Fritz war hungrig geworden in der frischen Wald- und Bergluft. Kaum aber war er fertig, so schob er den bläulichen Zinnteller zurück, streckte dem lieben Mütterchen die Hand hin und fragte ganz gelassen: „Mutter, woher kommt uns dieser Ring?“

„Den Ring, lieber Fritz“, antwortete die Matrone, „hat dein Großvater, der, wie du weißt, über achtzig alt, bei mir starb, als dein Vater selig in Spanien war, schon von seinem Vater, deinem Urgroßvater also, mit der alten Bibel dort, als werthes Familienstück bekommen.“

„Solches, lieb Mütterchen, hast du mir von der Bibel schon oftmal gesagt“, meinte Fritz; „allein ich möchte doch gerne mehr wissen von der Sache.“

„Nun, was ich davon weiß, bin ich bereit dir mitzutheilen“, entgegnete Frau Glamis. „Viel leicht hätte ich dir's schon früher sagen sollen, aber du wirst dich erinnern, daß wir bis zu deinem fünfundzwanzigsten Jahre wenig ruhige Stunden bei einander gehabt haben. Auch glaube ich, daß dergleichen, was ich dir erzählen soll, einen jungen Burschen vom ernstesten Arbeiten abhalten könnte. Sieh, der alte Mann behauptete immer, die Glamis seien ein uradeliges Geschlecht und erst durch den Bauernkrieg, vor drei hundert Jahren, aus ihrem alten Stammschloß vertrieben worden.“

„Das ist etwas ganz Neues für mich“, lachte Fritz. „Wie wäre dieß denn zugegangen?“

„Das weiß ich nicht!“ murkte die Mutter fast ärgerlich. „Ich weiß nur, daß Bibel und Ring noch aus der Burg stammen sollen, und gerettet und geborgen wurden, als die empörten Bauern das Schloß angezündet hatten. Ein besonderer Segen soll auf diesen beiden Stücken ruhen, und Einer der Nachkommen soll durch sie zu hoher Ehre und Glück gelangen, und deßhalb sollen sie nie aus unserer Familie scheiden!... Doch, lieber Sohn, wie kommst du heute auf einmal zu derlei Fragen?“

Ein Vorreiter, der, von einem schweren Reisewagen langsamer gefolgt, am Hause vorbeisprenkte, ersparte dem Sohne die Antwort auf der Mutter Frage. Er war an's Fenster getreten

und dankte gebührend dem Grusse, den sein Wohlthäter aus dem Wagen heraufwinkte. Aber, wer mochte die dunkellockige junge Dame sein, die neben dem freundlichen Fürsten saß und so recht herzleicht in die Welt hinauslachte? Noch niemals hatte dem Förster ein Mädchengesicht solchen Eindruck gemacht! —

Der folgende Morgen, an dem er sich beim Fürsten meldete, gab Antwort auf die Frage. Sein Gönner stellte ihn seiner Nichte, dem Fräulein Marie von Randen, vor, die ihn mit freundlichem Wohlwollen begrüßte. „Mein Onkel,“ sagte sie lächelnd, „hat mir so viel von Ihrem Vater erzählt, Herr Förster, daß ich mich darauf freute, den Sohn zu sehen.“

Der auf so unerwartet schmeichelhafte Weise begrüßte junge Mann, kam ganz außer seiner Fassung, der holden, leutseligen Jungfrau gegenüber, und konnte nur mit einer stummen Verneigung antworten.

„Nun,“ begann der Fürst, „wie sieht's aus mit dem Wildstand? Freilich, die beste Zeit ist schon vorüber, doch möchte ich wohl meiner Marie einen jagdbaren Hirsch zeigen. Sie ist in der Leipziger Ebene daheim, wo nur Hasen laufen und Lerchen fliegen, und kennt drum das Hirschgeschlecht gar nicht.“

„Wir haben zwei stark betretene Sammelpläne,“ entgegnete Förster Glamis, „wo das Fräulein den Hirsch in seiner vollen Pracht und, gelegentlich, auch im erbitterten Kampf mit seinem Gegner sehen kann.“

Drob jubelte Fräulein Marie, klatschte in die Hände und bat: „Onkelchen, da führst du mich hin!“

„Ich möchte dir einen rüstigeren Führer und, nöthigenfalls, auch Beschützer empfehlen,“ sagte lächelnd der alte Herr, mit freundlichem Handwink gegen den jungen Förster.

„Ei, sind denn die Hirsche wild und böß?“ fragte die muthige Nichte, hell und fest aufblickend; „schlagen und beißen sie wie Pferde?“

„Vom Beißen hab' ich noch wenig gehört, aber Hirschgeweihe können gar üble Wunden beibringen, liebes Kind!“ meinte der Onkel.

„Und wann ziehen wir hinaus, Herr Förster?“ forschte die Ungebuldige. „Nicht wahr, gleich morgen, bei günstigem Wetter?“

Früh blickte fragend zum Fürsten hinüber, und auf dessen bejahenden Wink sagte er zu für den folgenden Abend.

Im leichten zweispännigen Jagdwagen fuhr der rüstige Förster am andern Tage, als die Sonne sich dem Westen zuneigte, das Fräulein zum Walde. In kurzer Zeit rollten die Räder

fast lautlos auf moosigen engen Wegen dahin. Ringsum herrschte Stille; nur das Sichhörnchen huschte behend, mit zornig knurrendem Laut, am Stamm empor, hinter welchem es neugierig nach der ungewohnten Erscheinung hervorlaufschte.

Jetzt war der Wagen, hinter dichtem Gebüsch, an den Rand einer Bergwiese gekommen, die, von Hochwald rings umgeben, dalag in ungestörter Ruhe. In ihrem saftigen kurzen Gras stand, friedlich äsend, wohl ein Duzend Hirschkühe, bald hier, bald dort sich postirend. Zur Seite aber prangten mehrere stolze Hirsche. Auch sie bogen sich zum sammtigen Rasen herab, doch ohne eigentlichen Begier, zu äsen. Jetzt hob der erste, ein stolzer Zwölfer, den seinen Kopf; das weitgeöffnete Geweih legte er auf den kräftigen Rücken, bog den schlanken Hals vor, daß er wie dick ausgeblähte das Geslapper der anschlagenden Lauten schien er den Gegner herauszufordern. Der säumte nicht, ihm trotzig zu antworten. Mit wildem Schreien beständig sich aufreizend, näherten sich langsam die Zornigen und nun standen sie einander gegenüber. Die wolligen Stirnen tief gesenkt, beobachteten sie sich einen Augenblick, dann stürmten sie an, und weithin ertönte das Geslapper der anschlagenden Geweihe. Bald drängend, bald gedrängt, hört man das dumpfe Stöhnen der Brust, bis beide ermatten und vom Kampfe ablassen, doch nur um ihn bald darauf wieder zu beginnen.

Jetzt fing's zu dunkeln an, so daß der Förster und Fräulein Marie beide für gut fanden, heim zu fahren. Unterwegs wurden nur wenige Worte gewechselt; daheim aber, im sanft erwärmten Zimmer, konnte die Nichte, dem Oheim gegenüber, nicht fertig werden mit Loben und Preisen und mit dankenden Worten, die ihrem gefälligen und erfahrenen Begleiter galten.

Dieser abendliche Ausflug war zu reich gewesen an Genuß, um nicht im Herzen des Fräuleins den Wunsch der Wiederholung wach zu rufen. Allein der fürstliche Oheim nahm ihres Führers ganze Zeit so ernst in Anspruch, daß sie nicht einmal Gelegenheit fand, ihr Begehren ihm auszusprechen. Der neue Bewirthschaftungsplan des jungen umsichtigen Försters wurde vollständig gutgeheißen, nach reislicher Prüfung, bei welcher derselbe, um die nöthigen Aufschlüsse und Erklärungen zu geben, immer zugegen sein mußte.

Es wurde bezwungen dem jungen, gewissenhaften Mann natürlich doppelt schwer, den nothwendigen Schutz des Forstes und der Jagd gehörig zu handhaben. Es blieb ihm drum nichts übrig, als in den mondhellen Nächten sein Revier zu durchstreifen, wobei der uns schon be-

kannte alte Joseph Koch nach Kräften ihn unterstützte.

Es dunkelte schon stark, als Glamis eines Abends wieder zu diesem Gange sich anschickte. Der Tag war schön gewesen, doch jetzt schien ein trüber Flor das Mondlicht zu dämpfen und ein rauher, stoßender Wind schlug die Gipfel der alten Tannen wider einander, daß sie unheimlich frachten und stöhnten. Mit großem Bedacht, wie es bei solchen Wegen nöthig ist, war der Förster fortgeschritten, als er, sich umschauend, wieder in der Nähe der Waldwiese sich befand, auf welcher er neulich mit Fräulein Marie dem Kampf der Hirsche zugehört. Da glaubte er durch das Brausen des Windes einen Angstruf zu hören, und verdoppelte seine Schritte. Deutlich vernahm er jetzt das tiefe Grollen eines erzürnten Hirsches und dumpfes Poltern dazwischen. Laut rief er nun nach Jägerart, denn es schien ihm sicher, daß irgend ein Wehrloser von einem wüthenden Brunsthirsch geängstigt werde; doch vergebens hoffte er das aufgeregte Thier durch seinen Jagdruf zu verschrecken. Der Hirsch antwortete schreiend und kam scharrend und das Geweih an die Bäume schlagend an ihn heran, wie er's im trüben Mondlicht wohl sah. Und auch die Ursache seines Tobens sah er: Auf einem schon halb eingefallenen Stoß Scheiter eine Gestalt in hellem, flatterndem Gewand. ... Marie!

Ein Schuß verschreckte rasch den Hirsch. Dann sprang Glamis zu der Geängsteten, die, jetzt nicht mehr von der Spannung aller Nerven gehalten, vom schirmenden Holzhaufen herab in seine geöffneten Arme sank. — Sie hatte, erzählte sie, vom schönen Nachmittag verlockt, mit ihrem Mädchen einen Spaziergang in den Wald gemacht und, von Zufall und Erinnerung geleitet, die Hirschwiese wieder gefunden. Ihre muthwillige Dienerin hatte den Ruf des Hirsches nachzuahmen gesucht, und — der war auch gleich gekommen, zumal das leuchtend rothe Halstuch Mariens ihn nur noch wilder aufreizte. Die Anstifterin des Unheils, die leichtsinnige Jose, hatte sich flint auf einen vom Winde schräg gedrückten Baum gerettet, und ihr heller Ruf war es gewesen, der den Retter aus der Noth herbeizog. Zwar hatte das Fräulein auf den angehäuften Scheitern für den Augenblick Sicherheit gefunden; als aber der Hirsch die eine Stütze des Holzstoßes weggedrückt und die Scheite nachgerollt waren, wurde ihre bedenkliche Stellung immer gefährlicher.

Auf dem Schlosse zu Wildspring war große Beforgniß entstanden, als man des Fürsten

Liebling bei einbrechendem Dunkel und aufsteigendem Unwetter in keinem der Gemächer fand. Groß war des Oheims Freude, als der Förster ihm jetzt die Gerettete zuführte. Schmeichelnd erzählte die Nichte dem lieblich scheltenden Onkel ihr bestandenes Waldabenteuer, ward aber in der Schilderung der komischen Stellung ihres Kammermädchens in den Tannenzweigen plötzlich auffallend ernst, sogar traurig: sie vermüßte nämlich einen Ring, ein theuerwerthes Erbstück ihrer Großmutter, den man in der Familie stets hoch geachtet und geschätzt, und kaum vermochte des Försters Versprechen, mit Anbruch des Tages draußen zu sein, wo er das verlorene Kleinod sicher finden werde, sie einigermaßen zu beruhigen.

Glamis hatte Wort gehalten, obgleich der Regen wie aus Mulden herabgoß, und ließ sich schon in früher Stunde bei Fräulein Marie melden, die ihm gespannt entgegen sah. Schweigend legte er ihr statt des verlorenen einen Ringes, zwei ganz gleiche, nur in der Größe verschieden, vor.

„Welches ist der Ihrige?“ fragte er die Ueber raschte, und schob, als sie den kleineren zu sich nahm, den anderen an den eigenen Finger, und fuhr dann mit Fragen fort: „Wie kommen Sie, verehrtes Fräulein, zu dem gleichen Wappen im gleichen Steine mit mir?“

„Der Ring ist mir von dem Großvater als altes Erbstück, mütterlicher Seite, bei der Konfirmation schon übergeben worden,“ antwortete sie, „und deßhalb wäre mir sein Verlust sehr schmerzlich gewesen. Meine Elternmutter, behauptet der Oheim, habe aus einer alten Familie „von Glamis“ gestammt, deren Wohnsitz Glams- oder Glemsstein hier irgendwo in den Bergen noch zu sehen sein soll.“

„Glams- oder Glemsstein, sagen Sie, nicht Klemmstein?“ fragte Fritz betonend; „die schöne Burgruine kenne ich wohl, und auch mir ist dieser Ring hier, als von adeligen Ahnen aus der Zeit des Bauernkriegs vererbt worden. Das gleiche Wappen, wie in den Ringen, den bewehrten Arm, die ringtragenden Falken, fand ich jüngst in dem alten Schloß!“

„Am Ende sind wir Eines Geschlechtes,“ lächelte das Fräulein ziemlich verlegen; „Glamis oder Glamis ist nicht weit verschieden. — Doch ich vergesse, daß mein guter Onkel gestern Abend schon die Vorboden eines Podagra-Anfalles zu fühlen glaubte. Ich muß mich nach ihm umschauen! Adieu, lieber Herr Vetter!“

Sie reichte dem Vetter die weiche Hand, die er innig an die Lippen drückte, und dann gedanken-

voll heimging. Die Mutter kam ihm mit Klagen über das schlechte Dach entgegen. „Gerade in der Ecke, wo die Bibel steht,“ jammerte sie, „hat es während der ganzen Nacht durchgeregnet, so daß die obere Decke des lieben Buches schier zu Brei aufgeweicht ist! Da, Fritz, sieh nur!“

Der Förster setzte sich, den angerichteten Schaden näher zu untersuchen, und fand bei genauerer Besichtigung, daß inwendig, wo er das Hervorstehen eines Bieredcs, handgroß, längst bemerkt, ein beschriebenes Pergamentblatt, gut gewahrt, eingeleimt war. Die Kasse hatte daselbe nur wenig berührt, und die vergilbten Schriftzüge waren noch gut lesbar. Der Neugierige verschloß die Thür und begann Wort für Wort die Entzifferung der mit zitternder und ungeübter Hand geschriebenen Urkunde. Sie lautete, aus dem alten in's neuere Deutsch übertragen, also:

„Da die leidige Unbill der empörten Bauern noch immer kein Ende nimmt, sondern je länger je ärger überhand gewinnt, so habe ich, Katharina Margaretha, Wittve des Fritz Heinrich von Glamis, Freiherrn und Ritters, mich entschlossen, meiner beiden Kinder Georg Friedrich und Maria Margaretha Geld und Gut heimlich zu verbergen und zu vergraben, daß es den armen Waislein erhalten bleibe, für künftige, Gott gebe, bessere Zeiten. Und da auch mir der Tod nahe träte — als ich wohl vermüthe — so will ich den Ort bezeichnen und beschreiben und die Schrift verbergen in dieß heilig Bibelbuch, aus dem man dann einmal nach Gottes Rath es erkundigen und erheben mag. Dem Knaben und dem Mägglein will ich je einen von den Wappen und Trauringen meiner und meines seligen Herrn umhängen, ehe ich sie fortfende zu den Gesippen, wo sie besser geborgen sind, als hier.“

„Katharina Margaretha von Glamis,
Freifrau.“

„Amen!“

„Wenn Der, welcher das Recht dazu hat, von der Waaleiche über den Siedelbrunnen sieben Mal die Länge dieser Bibel zur Rechten und nach Osten abmisset, und dort drei Fuß lang eingrabet, der findet ein fest eisen Trüchlein. Daselbe mag er nehmen und zu Gottes Ehr und seinem Nutz verwenden, mit meinem Segen, so er Recht dazu hat, mit meinem Fluch, so er ein Dieb ist.“

„Katharina Margaretha,
Freifrau, Wittib.“

Lange noch, nachdem er gelesen, saß der Förster sinnend da. Borderhand wollte er seiner Mutter nichts sagen, sondern zuerst mit Fräulein Marie sich besprechen, welche, dem Urtheile

seines Herzens nach, mit ihm das gleiche Recht hatte auf das vergrabene Gut. Solches that er sofort, und Beide wurden schlüssig, dem Fürsten, als Grundherrn, die gemachte Entdeckung anzuzeigen.

Marie übernahm den seltsamen Auftrag, kam aber fast weinend vom Dnfel zurück. Der übelgelaunte Podagrast hatte sie rauh und unwirsch angefahren. „Ich will nichts von des Försters Schatzgräberei,“ hatte er gescholten, „und auch dich kann sie nicht kümmern, denn wer weiß woher dein Ring stammt! Meinetwegen mag der Thörichte graben wo er will — er wird Nichts finden!“

Das Nachgraben geschah nun allerdings in der auf dem Pergamentblatt vorgeschriebenen Weise, und wirklich ward das eiserne Kistchen, das Trüchlein, umversehrt gefunden. Es enthielt in Gold und Kleinodien den Werth von 20,000 Gulden. Doch auch jetzt wollte der überreiche Grundherr Nichts davon wissen. Sein Gichtübel zog sich in die Länge; der herbeigerufene Arzt verlangte mit Ernst strenge Folgsamkeit, von welcher der Patient Nichts hören mochte. Auf Lage und Luft des Gutes schob er all seine Schmerzen, und die schöne Besizung ward ihm täglich mehr zuwider. Endlich nahete die Genesung und er drang auf Abreise nach mildern Himmelsstriche; das rauhe Wildspring wollte er nicht wieder sehen.

Doch immer noch währte der Streit zwischen Marien und dem jungen Förster, welcher fest und entschieden verlangte, das Fräulein sollte die Hälfte des gehobenen Schatzes annehmen, was diese hartnäckig verweigerte.

Endlich wurde der Fürst von Beiden zum Schiedsrichter aufgerufen. „Nun,“ zürnte er, wenn denn Keines von euch nachgeben will, so — so — heirathet einander und nehmet das heillose, ungesunde Gut von mir zur Morgengabe!“

Stürmisch umarmten ihn die glücklichen Leuten, herzten und küßten ihn voll Inbrunst, also daß er lachend ausrufen mußte: „So erwürgt mich nur nicht! Morgen früh reise ich nach Florenz, im schönen Lande Italien!“

Der Dammbrech in Szegedin und seine Folgen.

(Mit einem großen Bilde.)

Im Kalender für 1876 stellte das große Bild die furchtbare und verwüstende Ueberschwemmung der Garonne, im mittäglichen Frankreich, anschaulich vor des Lesers Augen, und der für

liche Recht
es that er
Fürsten,
kung an

trag, kam
Der übel-
unwirsch
Fürsters
und auch
wer weiß
mag der
b Nichts

rbinge in
riedenen
chen, das
sthielt in
OO Gul-
Grund-
übel zog
lzt ver-
welcher
age und
merzen,
ch mehr
und er
stliche;
wieder

oischen
fest und
llte die
en, was

en zum
nte er,
will, so
et das
ergen-

n Cent-
st, also
mürgt
h Blo-

feine

e Bild
nem-
reich,
r für



Der Dambruch in Siegedin.

1880, auch ein Schaltjahr, muß, leider, wieder ein ähnliches Bild enthalten von einer Wasserfluth, welche schrecklich und zerstörend hereingebrochen ist, in der ersten Hälfte des Märzmonats 1879, über die oberungarische Stadt Szegedin, am Zusammenfluß der Theiß und des Marosch gelegen, mit einer Einwohnerzahl von nahezu 70,000 Seelen. Im 93. Psalm steht der ergreifende Vers: „Herr, die Wasserströme erheben sich, die Wasserströme erheben ihr Brausen, die Wasserströme heben empor die Wellen!“ Und wahrlich, diese Worte, im grauen Alterthum vom Psalmdichter geschrieben, passen ganz zu dem, was der Dote nun zu erzählen gedenkt, und dabei den Bericht und das, an Ort und Stelle, aufgenommene Bild benützet, welche sich in der zu Wien und Leipzig erscheinenden Zeitschrift: „Neue illustrierte Zeitung“, Heft 13, VII. Jahrgang, befinden. Dieser Bericht lautet ungefähr wie folgt:

Ein fürchterliches Unglück hat am 12. März 1879, um 2 Uhr nach Mitternacht, die ungarische Freistadt Szegedin betroffen. Mit übermenschlicher Anstrengung hatten, bis zu dieser Stunde, Bürger der Stadt, wackere Soldaten und gedungene Arbeiter gekämpft, um den letzten Rettungswall der Stadt vor den grimmig anstürmenden Wogen der über ihre Ufer ergossenen Theiß zu halten. Ein schrecklicher Sturmwind jedoch, der sich erhoben hatte, verlich dem Anprall der Wogen eine verdoppelte Wucht, gegen welche menschliche Kraft nichts mehr vermochte, und es brach ein namenloses Elend über die bedrohte Stadt herein. Der letzte Schutzwall war ein Eisenbahndamm. Mit schauerlicher Gewalt drang das Wasser gegen 2 Uhr, als noch nächtliches Dunkel herrschte, in die Stadt ein; der Sturmwind brauste immer heftiger und wüthender und peitschte gegen Abend drei bis vier Fuß hohe Wellen auf, welche den Damm durchrissen. Am Bahnhofe gab's wirres Durcheinander; das Wasser brach zwischen dem ersten und zweiten Wächterhause und weiter oben durch. Die Sturmglöcke ließ ihre düstern Töne erschallen, und Alles, was fliehen konnte, suchte Schutz und Zuflucht in Neu-Szegedin. Bald war die ganze Stadt überschwemmt; das Rathhaus stand vier Fuß unter Wasser. Die in aller Eile gebildete Rettungs-Kommission konnte nichts ausrichten während der ersten Stunden. Aus dem großen Pluthenmeer ragte nur noch die ziemlich hoch gelegene Schulstraße als trockener Punkt hervor. Unmöglich ist's, die Verzeihung des Volkes zu schildern. Schon als gegen 11 Uhr Nachts ein scharfer Wind sich erhob, verzweifelte Alles an der

Rettung; doch hielt das Militär an der verhängnisvollen Dammselle vor dem ersten Wächterhause so lange wie möglich aus und kämpfte Schritt um Schritt für das Leben und die Habe von Tausenden von Menschen. Fünfzigmal hatte das tobende Wasser Breschen am Damm eröffnet und Löcher gerissen, und fünfzigmal wurden dieselben von den wackern Soldaten wieder verlegt, verrammelt und verstopft, so gut es sich's eben thun ließ. Erst als der Rückzug bedroht war und der Dammsörper selbst auf mehrere Klafter Länge brach, gab der kommandirende General, Pulz mit Namen, den Kampf gegen die mächtigen Wogen auf, und damit auch die Rettung der Stadt. Dieser Unmöglichkeit gegenüber, weiteren Widerstand zu leisten, erteilte er den Befehl zum Abmarsch. Das war das Signal zur Flucht auch für die Bürgerlichen. Nun erschienen auf der Landstraße und in allen Seitengassen der Unterstadt endlose Hügel Unglücklicher, bepackt mit Hausgeräthe, Viele aber auch halb nackt, aus dem Schlafe geweckt, und rannten den höher gelegenen Stadttheilen zu.

Szegedin wurde so gut wie vollständig vernichtet. An 6000 Gebäude stürzten ein und viele Menschenleben gingen zu Grunde! Die bekannt gewordenen Einzelheiten der Schreckensthat und der ihr folgenden Schreckenstage sind geradezu haarsträubend. Am 14. März berichtete der Telegraph: Zu den gräßlichsten Augenblicken gehörte es, wenn die Bemannung des Rettungsbootes aus einem Hause Wehrerufe vieler Menschen hörte, drauf los eilte und doch erst dann anlangte, wenn das Haus eben einstürzte. Solche herzerreißende Austritte kamen stündlich vor. Um den Jammer und das Elend noch zu steigern, brach an verschiedenen Orten Feuer aus, an dessen Löschung Niemand denken konnte. In dem angrenzenden Neu-Szegedin, woselbst die meisten Flüchtlinge sich befanden, und in andern Stadttheilen, wurden Lebensmittel vertheilt, welche mitleidige Nachbarnstädte geschickt hatten. In Neu-Szegedin lagerten Tausende von Menschen, deren Zahl von Stunde zu Stunde sich vermehrte. Da gab's herzbeklemmende Austritte, wenn ein neues Boot mit Geretteten an's Ufer fuhr. Kinder suchten jammernd ihre Eltern, Eltern forschten nach ihren Kindern. Die Befehlshaber der Rettungsschiffe wurden mit erhobenen Händen und thranenden Augen angefleht, dieses oder jenes aufzusuchen und dort noch Angehörige oder Verwandte zu retten. Leider, — der Dote schreibt's mit schwerem Herzen, dem Berichte getreu, — kam auch die Vesialität der Menschen zum Vorschein. Es fanden sich Unholde, welche

sogar mit ihren Köhnen Wucher trieben und nur für schweres Geld zum Fahren zu bewegen waren. Mehrere solcher Unmenschen wurden gefangen genommen.

Die Soldaten arbeiteten mit einem über alles Lob erhabenen Eifer; ohne ihre Hülfe wäre die Zahl der Ertrunkenen eine weitaus größere gewesen. Herzerreißend war das Jammergeschrei der auf den Hausdächern, Bäumen und an sonstigen über die Pluthen ragenden Stellen um Hülfe und Rettung Flehenden. Man wußte nicht, wohin man sich wenden, wenn man zuerst Hülfe leisten sollte, denn Alle waren dem Verderben nahe. Das vier Fuß hohe Wasser hat in den Vorstädten Palanka, Rodus, Felsberos fürchterliche Verwüstungen angerichtet; die aus Lehmziegeln erbauten Häuser wurden von den Wogen unterspült und stürzten mit donnerähnlichem Gepolter zusammen. Im Laufe des Nachmittags konnten auch fester gebaute Häuser dem tobenden Wasser keinen Widerstand mehr bieten. Jeder Augenblick war ein Insterschütterndes Getöse hörbar, diesem folgten Staubwolken und wieder lag ein Haus in Trümmern. Um 8 Uhr, — so erzählt der Verfasser des Berichts, — machte ich eine Kahnfahrt. In der Synagogengasse bemerkten wir auf einem Dache Mann, Weib und zwei Kinder, die verzweifelte Hilferufe ausstießen. Wir näherten uns auf eine Entfernung von 300 Schritten — da krachte es, ein markerschütternder Schrei durchdringt die Luft, das Haus war zusammengestürzt und Grabesfülle herrschte; die Rettungsbegierigen wurden von den Trümmern begraben! Nicht weit davon gelang es uns, eine Mutter mit ihrem Säugling zu retten. So geht's immerfort. Bald wird ein Kind, bald ein Mann, bald ein Weib dem Tode entzissen, während Viele dem Untergange nicht zu entinnen vermögen. Die Bereiteten wurden gegen Neu-Szegedin und die Späregger Straße überführt und dort von der bis an die Hüften im Wasser stehenden Rettungsmannschaft an's Land geholt. Der Landungsplatz ist von Tausenden solcher Unglücklichen gefüllt.

Der österreichische Kaiser, zugleich auch König von Ungarn, begab sich am 17. März auf die Stätte des Unglücks und des unermesslichen Jammers. Seinem Wunsche gemäß, befanden sich am Bahnhof, zu seinem Empfang, nur der Herr Bischof, der kommandirende General, einige Mitglieder der Rettungs-Kommission und Herr Balsh, der Bürgermeister der so schwer heimgesuchten Stadt, welcher eine Ansprache an den Kaiser richtete. Der menschenfreundliche Monarch war tief erschüttert beim Anblick der entsetzlichen Verwü-

stung ringsumher. Am Bahndamme bestieg Franz Joseph, mit seinem Gefolge, Pontonsfähren, denen mehrere Köhne sich angeschlossen. Der Bürgermeister war des Kaisers Führer und Begleiter während der ergreifenden Rundfahrt und die Rettungsarbeiten blieben unterdessen in vollem Gange. Zuerst hielt der Regent in der Kaldvariengasse, dann am Alsd-Bahnhofe, worauf er zum Szcheny-Platz und zum Brückenkopf fuhr. Mehrmals sprach der freundliche Mann mit den unglücklichen Bewohnern, drückte ihnen seine rege Theilnahme mit tröstenden Worten aus und suchte ihnen Rath und Hoffnung einzusprechen.

Die Ansprache, welche der Bürgermeister an den Kaiser gerichtet, lautete: „Eure Majestät! Mit tiefem Schmerz und patriotischem Kummer erscheinen wir vor Eurer Majestät mit der bitteren Meldung, daß Szegedin, die ungarischeste und volkreichste Stadt des Alsd, in Folge eines schrecklichen Schlags — des Austritts der Theiß — beinahe vollkommen in Trümmer gesunken ist. Wir haben alles verloren, Majestät — unsere Felder, unsere Güter und Häuser gingen verloren, unser Vermögen wurde verwüdet, das wir mit blutigem Schweiß durch Jahrzehnte erworben. Nur Eines blieb uns: eine angestammte Treue und Liebe, mit der das Volk dieser Stadt Eurer Majestät unverbrüchlich anhängt. Auch in unserm Unglück bekundet sich als erster Gedanke und erstes heißestes Gebet für unsern Kaiser und seine Familie: Gott segne Euer Majestät für das edelste Herz, für die väterlichen, sorgsamsten Gefühle; der Himmel segne Euer Majestät mit allen Segnungen für die Theilnahme, die Sie uns bezeugten und wodurch Sie uns zum ewigen Danke verpflichteten. Gott brachte unsern Kaiser unter uns Obdachlose. Das Erscheinen Euer Majestät ist der größte Trost für uns und erweckt in uns die Hoffnung, daß wir vielleicht dennoch nicht ganz zu Grunde gehen. Wir danken Euer Majestät für die väterliche Sorgfalt und die hochherzige Spende, welche im ersten Moment des Unglücks als Segen zu uns gelangte, und wir bitten, Eure Majestät möge Ihre Sorgfalt und Ihre Gnade für uns auch ferner zu bekunden geruhen. Gott geleite Euer Majestät zu uns, Gott erhalte Sie zum Wohle des Vaterlandes. Ehen!“

Dem Kaiser standen, als er die einst so schöne Stadt im Bettlergewand wieder sah, die Thränen in den Augen. Er sprach wiederholt mit der Rettungsmannschaft, dieselbe lebend und ermutigend. Beim Realschulgebäude verweilte er länger und besichtigte auch den Damm, wo noch immer die beklagendwerthen Obdachlosen zu

Sunde
wässer
des Ka
der Ue
anfa
Mar
Straß
der ih
prüfen
samme
eifrig
scheine
den Re
Der
sit W
der noch
das die
trossen.
zen und
strömte
Glend
schädig
land, v
hem un
zurück
thum
lein der
zuthel
len G

Stro
monat
praffel
Fenster
doch v
dem es
warnt
jahrter
die Hä
sich zel
Ziemli
Dame
bald v
wieder
Zufried
wieder
frau ei
der Th
in welc
„Gu
geht's
wort;
gut!“
so frel

1880, auch ein Schaltjahr, muß, leider, wieder ein ähnliches Bild enthalten von einer Wasserversnoth, welche schrecklich und zerstörend hereingebrochen ist, in der ersten Hälfte des Märzmonats 1879, über die oberungarische Stadt Szegedin, am Zusammenfluß der Theiß und des Marosch gelegen, mit einer Einwohnerzahl von nahezu 70,000 Seelen. Im 93. Psalm steht der ergreifende Vers: „Herr, die Wasserströme erheben sich, die Wasserströme erheben ihr Brausen, die Wasserströme heben empor die Wellen!“ Und wahrlich, diese Worte, im grauen Alterthum vom Palmbichter geschrieben, passen ganz zu dem, was der Bote nun zu erzählen gedenkt, und dabei den Bericht und das, an Ort und Stelle, aufgenommene Bild benützet, welche sich in der zu Wien und Leipzig erscheinenden Zeitschrift: „Neue illustrierte Zeitung“, Heft 13, VII. Jahrgang, befinden. Dieser Bericht lautet ungefähr wie folgt:

Ein furchtbares Unglück hat am 12. März 1879, um 2 Uhr nach Mitternacht, die ungarische Freistadt Szegedin betroffen. Mit übermenschlicher Anstrengung hatten, bis zu dieser Stunde, Bürger der Stadt, wackere Soldaten und gebungene Arbeiter gekämpft, um den letzten Rettungswall der Stadt vor den grimmig anstürmenden Wogen der über ihre Ufer ergossenen Theiß zu halten. Ein schrecklicher Sturmwind jedoch, der sich erhoben hatte, verließ dem Anprall der Wogen eine verdoppelte Wucht, gegen welche menschliche Kraft nichts mehr vermochte, und es brach ein namenloses Elend über die bedrohte Stadt herein. Der letzte Schutzwall war ein Eisenbahndamm. Mit schauerlicher Gewalt drang das Wasser gegen 2 Uhr, als noch nächtliches Dunkel herrschte, in die Stadt ein; der Sturmwind brauste immer heftiger und wüthender und peitschte gegen Abend drei bis vier Fuß hohe Wellen auf, welche den Damm durchrissen. Am Bahnhofe gab's wirres Durcheinander; das Wasser brach zwischen dem ersten und zweiten Wächterhause und weiter oben durch. Die Sturmglocke ließ ihre düstern Töne erschallen, und Alles, was fliehen konnte, suchte Schutz und Zuflucht in Neu-Szegedin. Bald war die ganze Stadt überschwemmt; das Rathhaus stand vier Fuß unter Wasser. Die in aller Eile gebildete Rettungskommission konnte nichts ausrichten während der ersten Stunden. Aus dem großen Pluthenmeer ragte nur noch die ziemlich hoch gelegene Schulstraße als trockener Punkt hervor. Unmöglich ist's, die Verzweiflung des Volkes zu schildern. Schon als gegen 11 Uhr Nachts ein scharfer Wind sich erhob, verzweifelte Alles an der

Rettung; doch hielt das Militär an der verhängnißvollen Dammsstelle vor dem ersten Wächterhause so lange wie möglich aus und kämpfte Schritt um Schritt für das Leben und die Habe von Tausenden von Menschen. Fünfzigmal hatte das tobende Wasser Breschen am Damm eröffnet und Löcher gerissen, und fünfzigmal wurden dieselben von den wackern Soldaten wieder verlegt, verrammelt und verstopft, so gut es sich's eben thun ließ. Erst als der Rückzug bedroht war und der Dammkörper selbst auf mehrere Klafter Länge brach, gab der kommandirende General, Pulz mit Namen, den Kampf gegen die mächtigen Wogen auf, und damit auch die Rettung der Stadt. Dieser Unmöglichkeit gegenüber, weiteren Widerstand zu leisten, ertheilte er den Befehl zum Abmarsch. Das war das Signal zur Flucht auch für die Bürgerlichen. Nun erschienen auf der Landstraße und in allen Seitengassen der Unterstadt endlose Züge Unglücklicher, bepackt mit Hausgeräthe, Viele aber auch halb nackt, aus dem Schlafe geweckt, und rannten den höher gelegenen Stadttheilen zu.

Szegedin wurde so gut wie vollständig vernichtet. An 6000 Gebäude stürzten ein und viele Menschenleben gingen zu Grunde! Die bekannt gewordenen Einzelheiten der Schreckensnacht und der ihr folgenden Schreckenstage sind geradezu haarsträubend. Am 14. März berichtete der Telegraph: Zu den gräßlichsten Augenblicken gehörte es, wenn die Bemannung des Rettungsbootes aus einem Haufe Weherufe vieler Menschen hörte, drauf los eilte und doch erst dann anlangte, wenn das Haus eben einstürzte. Solche herzerreißende Auftritte kamen stündlich vor. Um den Jammer und das Elend noch zu steigern, brach an verschiedenen Orten Feuer aus, an dessen Löschung Niemand denken konnte. In dem angrenzenden Neu-Szegedin, woselbst die meisten Flüchtlinge sich befanden, und in andern Stadttheilen, wurden Lebensmittel vertheilt, welche mitleidige Nachbarnstädte geschickt hatten. In Neu-Szegedin lagerten Tausende von Menschen, deren Zahl von Stunde zu Stunde sich vermehrte. Da gab's herzbelemmende Auftritte, wenn ein neues Boot mit Geretteten an's Ufer fuhr. Kinder suchten jammern ihre Eltern, Eltern forschten nach ihren Kindern. Die Befehlshaber der Rettungsschiffe wurden mit erhobenen Händen und thränenden Augen angefleht, dieses oder jenes aufzusuchen und dort noch Angehörige oder Verwandte zu retten. Leider, — der Bote schreibt's mit schwerem Herzen, dem Berichte getreu, — kam auch die Bestialität der Menschen zum Vorschein. Es fanden sich Unholde, welche

fogar
nur f
waren
fange
D
Lob e
Zahl
wesent
ber a
stigen
Hülfe
wohin
leister
nahe.
stäbte
Berw
erban
spült
zusam
auch
keinen
blick
diesem
Haus
der V
Kahn
wir o
Kinde
Wir r
Schr
Schre
menge
tungs
grabe
Mutt
immer
bald e
dem l
Die G
der bi
tungs
dungs
gefüll
De
von M
Stätt
mers.
am B
Bisch
glibe
der B
Stadt
tete.
erschü

fogar mit ihren Kähnen Wucher trieben und nur für schweres Geld zum Fahren zu bewegen waren. Mehrere solcher Unmenschen wurden gefangen genommen.

Die Soldaten arbeiteten mit einem über alles Lob erhabenen Eifer; ohne ihre Hülfe wäre die Zahl der Ertrunkenen eine weitaus größere gewesen. Herzzerreißend war das Jammergeschrei über den Hausdächern, Bäumen und an sonstigen über die Fluthen ragenden Stellen um Hülfe und Rettung Flehenden. Man wußte nicht, wohin man sich wenden, wem man zuerst Hülfe leisten solle, denn Alle waren dem Verderben nahe. Das vier Fuß hohe Wasser hat in den Vorstädten Palanka, Rochus, Felsöveros furchtbare Verwüstungen angerichtet; die aus Lehmziegeln erbauten Häuser wurden von den Wogen unterspült und stürzten mit donnerähnlichem Gepolter zusammen. Im Laufe des Nachmittags konnten auch fester gebaute Häuser dem tobenden Wasser keinen Widerstand mehr bieten. Jeder Augenblick war ein lusterschütterndes Getöse hörbar, diesem folgten Staubwolken und wieder lag ein Haus in Trümmern. Um 8 Uhr, — so erzählt der Verfasser des Berichts, — machte ich eine Kahnfahrt. In der Synagogengasse bemerkten wir auf einem Dache Mann, Weib und zwei Kinder, die verzweifelte Hilferufe ausstießen. Wir näherten uns auf eine Entfernung von 300 Schritten — da tracht es, ein markerschütternder Schrei durchbebt die Luft, das Haus war zusammengeflürzt und Grabesstille herrschte; die Rettungsbedürftigen wurden von den Trümmern begraben! Nicht weit davon gelang es uns, eine Mutter mit ihrem Säugling zu retten. So geht's immerfort. Bald wird ein Kind, bald ein Mann, bald ein Weib dem Tode entrissen, während Viele dem Untergange nicht zu entrinnen vermögen. Die Geretteten wurden gegen Neu-Szegebin und die Spöregger Straße überführt und dort von der bis an die Hüften im Wasser stehenden Rettungsmannschaft an's Land geholt. Der Landungsplatz ist von Tausenden solcher Unglücklichen gefüllt. —

Der österreichische Kaiser, zugleich auch König von Ungarn, begab sich am 17. März auf die Stätte des Unglücks und des unermesslichen Jammers. Seinem Wunsche gemäß, befanden sich am Bahnhof, zu seinem Empfang, nur der Herr Bischof, der kommandirende General, einige Mitglieder der Rettungs-Kommission und Herr Balfy, der Bürgermeister der so schwer heimgesuchten Stadt, welcher eine Ansprache an den Kaiser richtete. Der menschenfreundliche Monarch war tief erschüttert beim Anblick der entsetzlichen Verwü-

stung ringsumher. Am Bahndamme bestieg Franz Joseph, mit seinem Gefolge, Pontonsfähren, denen mehrere Kähne sich anschlossen. Der Bürgermeister war des Kaisers Führer und Begleiter während der ergreifenden Rundfahrt und die Rettungsarbeiten blieben unterdessen in vollem Gange. Zuerst hielt der Regent in der Kalvariengasse, dann am Alßöb-Bahnhose, worauf er zum Szecheny-Platz und zum Brückenkopf fuhr. Mehrmals sprach der freundliche Mann mit den unglücklichen Bewohnern, drückte ihnen seine rege Theilnahme mit tröstenden Worten aus und suchte ihnen Muth und Hoffnung einzuflöschen.

Die Ansprache, welche der Bürgermeister an den Kaiser gerichtet, lautete: „Eure Majestät! Mit tiefem Schmerz und patriotischem Kummer erscheinen wir vor Eurer Majestät mit der bitteren Melbung, daß Szegebin, die ungarischeste und volkreichste Stadt des Alßöb, in Folge eines schrecklichen Schlages — des Austritts der Theiß — beinahe vollkommen in Trümmer gesunken ist. Wir haben alles verloren, Majestät — unsere Felber, unsere Güter und Häuser gingen verloren, unser Vermögen wurde verwüdet, das wir mit blutigem Schweiß durch Jahrzehnte erworben. Nur Eines blieb uns: eine angestammte Treue und Liebe, mit der das Volk dieser Stadt Eurer Majestät unverbrüchlich anhängt. Auch in unserm Unglück bekundet sich als erster Gedanke und erstes heißestes Gebet für unsern Kaiser und seine Familie: Gott segne Euer Majestät für das edelste Herz, für die väterlichen, sorgsamsten Gefühle; der Himmel segne Euer Majestät mit allen Segnungen für die Theilnahme, die Sie uns bezeugten und wodurch Sie uns zum ewigen Danke verpflichteten. Gott brachte unsern Kaiser unter uns Obdachlose. Das Erscheinen Euer Majestät ist der größte Trost für uns und erweckt in uns die Hoffnung, daß wir vielleicht dennoch nicht ganz zu Grunde gehen. Wir danken Euer Majestät für die väterliche Sorgfalt und die hochherzige Spende, welche im ersten Moment des Unglücks als Segen zu uns gelangte, und wir bitten, Eure Majestät möge Ihre Sorgfalt und Ihre Gnade für uns auch ferner zu befehlen geruhen. Gott geleite Euer Majestät zu uns, Gott erhalte Sie zum Wohle des Vaterlandes. Esien!“

Dem Kaiser standen, als er die einst so schöne Stadt im Bettlergewand wieder sah, die Thränen in den Augen. Er sprach wiederholt mit der Rettungsmannschaft, dieselbe lobend und ermutigend. Beim Realschulgebäude verweilte er länger und besichtigte auch den Damm, wo noch immer die beklagenswerthen Obdachlosen zu

Hundertern lagerten. Langsam nur zog das Gewässer sich zurück, doch konnte man schon während des Kaisers Anwesenheit, also fünf Tage nach der Ueberschwemmung, mit Wagen zur Rettung anfahren und beim Brückenkopfe bildete sich ein Markt mit den unentbehrlichsten Lebensmitteln. Straßenföchen wurden eingerichtet, deren Grönden ihre Preise von der Rettungs-Kommission prüfen lassen mußten. Das Ausräumen der zusammengestürzten Gebäude wurde Tag und Nacht eifrig betrieben; die Nacharbeit, beim Fackelscheine, war grauenhaft anzusehen und auch unter den Rettern gab's Todte.

Der Telegraph und die Zeitungen verbreiteten mit Windesschnelle durch ganz Europa, auch weiter noch, die Kunde von dem schrecklichen Unglück, das die einst so blühende Stadt in Ungarn betroffen. Herzliche Theilnahme wurde rege, Herzen und Börsen erschlossen sich und milde Gaben strömten herbei zur Vinderung der Noth und des Elends, die so schwer auf den armen Wasserbeschädigten lasteten. Auch unser liebes Heimathland, von jeher mitleidig und opferwillig bei nahem und fernem Unglück und Jammer, blieb nicht zurück mit seinen milden Gaben; mit des Reichthums goldener Spende mengte sich das Scherflein der armen Wittwe! „Wohltathun und miltzuthetheilen vergeßet nicht, denn solche Dpfer gefallen Gott wohl.“

Hülfe in der Noth.

Strenge Kälte herrschte zu Ende des Jännermonats 1841; dicke Schneeflohen schlugen prasselnd, gefrorenen Kugeln gleich, gegen die Fenster. Obßhon 's gar arg kalt war, sah man doch viele Menschen durch die Straßen eilen, denn es war Markttag; die jüngeren suchten sich warm zu machen durch schnelles Gehen, die bejahrteren hauchten, über die Kälte murrend, in die Hände, und die draußen Arbeitenden schlugen sich zeitweise kräftig die Arme um den Leib. Ziemlich langsam ging eine junge, warmgekleidete Dame durch eine enge Gasse der Stadt, betrat bald dieses, bald jenes Haus, und wenn sie wieder herauskam, bekundete ihr Gesicht stille Zufriedenheit und innige Freude. Eben wollte sie wieder in ein Haus eintreten, als sie eine Jungfrau eilig auf sich zukommen sah, daher sie an der Thüre stehen blieb, die Nahende zu erwarten, in welcher sie eine ihrer Freundinnen erkannte.

„Guten Morgen, Adele!“ rief sie ihr zu; „wie geht's dir?“ — „Ziemlich gut,“ war die Antwort; „und dir?“ — „Gott sei's gedankt, auch gut!“ entgegnete die Gefragte; ich bin gesund und so froh und so glücklich, daß ich's kaum genug

rühmen kann!“ — „So, das freut mich; aber das grimmig kalte Schneewetter wird dich doch nicht so fröhlich stimmen?“ fragte die heitere, lebenslustige Adele, worauf die ernstere Sophie erwiderte: „Das Wetter? o, das achte ich nicht und habe trotzdem schon ungefähr zwanzig Armenwohnungen besucht, um Trost und Hülfe zu spenden so gut ich's vermochte. Das Elend ist gar groß bei vielen Armen in dieser Jahreszeit! Das Herz will einem fast brechen! Wenn ich nur mehr noch thun könnte für die Leidenden!“

„Ei, du machst mir ja das Herz ganz schwer!“ klagte Adele, „und dir stehen wahrhaftig die hellen Thränen in den Augen, gute Sophie! Es wird doch wohl nicht so gar arg sein, denn es ist stadtbekannt, daß viel Almosen und Nahrungsmittel unter die Armen vertheilt werden. Die meisten Leute geben gewiß gern, und wenn ich mich rühmen wollte, so würde ich sagen, daß ich auch dazu beitrage. Doch ist's mir lieber, Andere theilen die Unterstützungen aus, als daß ich selbst die ärmlichen, oft so schmutzigen Wohnungen aufsuche. Das ekelt mich an!“

„Du kennst keine Armen, liebe Adele!“ entgegnete Sophie in sanftem Ton: „Die zerlumptyten Bettler und Bettlerinnen, die ein Geschäft daraus machen, den gutherzigen Menschen Mitleid und Erbarmen einzuflößen und die unsaubere Hand nach einer Gabe ausstrecken, sind nicht am schlimmsten dran. Wenn du mit mir kommen willst, so werde ich dir Arbeiterfamilien zeigen, die keine zerrissenen Kleider tragen und deren Wohnungen, obwohl ärmlich, doch nicht schmutzig sind. Sie haben aber zu viel Ehrgefühl, um öffentlich betteln zu gehen, wenn man ihnen auch die Noth und den Hunger aus dem abgehärmten Gesicht herauslesen kann. Da wirst du der Mutter bittere Thränen, des Vaters düstre Verzweiflung sehen, wenn die hungernden Kinder nach Brod schreien und sie ihnen keins geben können. Wenn man das sieht, dann ist's Freude und Seligkeit helfen zu können und miltzuthetheilen. Wahrlich, liebe Adele, die Erinnerung an solche Augenblicke macht mich überaus glücklich!“

Behmüthig gestimmt hatte die vorhin so heitere Freundin diese Schilderung vernommen und auch ihr Auge wurde naß. Warm drückte sie die Hand der edeln Erzählerin und sagte bewegt: „Sophie, ich gehe mit dir, die Armen zu besuchen. Zum Glück hab ich ziemlich viel Geld bei mir, denn eben wollte ich mir einen warmen Pelz kaufen und damit hat's jetzt noch Zeit! Ich weiß nun von Dir, wie das Geld besser angewendet werden kann!“

Somit hatte die herzensgute Sophie eine

Wohlthäterin mehr gewonnen für die im Stillen Nothleidenden. Beide Freundinnen gingen miteinander die Straße hinab. Das Haus, in welches das Fräulein vorhin eintreten wollte, wurde vergessen über dem belebten Zwiesgespräch, und doch wäre dort Hilfe höchst nöthig gewesen. In diesem Hause nämlich wohnte eine der unglücklichsten Familien, deren armselige Stube fast so kalt war, wie draußen die Straße. In einem Bette lag ein krankes Kind, kaum etwas über ein Jahr alt. Sein gelbes Gesichtchen, seine mageren Arme und die tief liegenden Augen ließen erwarten, daß das arme Geschöpf bald auf dem Kirchhofe wohnen werde. Neben dem Bette saß eine junge, abgehärmte Frau, ihr Antlitz mit den Händen bedeckend. Von Zeit zu Zeit seufzte sie schwer auf und reichlich floßen ihre Thränen. Tiefe Stille herrschte an diesem Orte des Schmerzes; nur die gefrorenen Schneeflocken schlugen prasselnd gegen das Fenster und der Wind heulte durch den Schornstein.

Immer noch saß die Frau lautlos da; das kranke Kind bewegte sich nicht. Plötzlich erklang aus einer Ecke der Kammer der schwache Ruf: „Mutter, liebe Mutter, mich hungert!“ — Es war ein etwa sechsjähriger Knabe, der so gerufen hatte; er zitterte und bebte vor Frost, als hätte das Fieber ihn ergriffen. Die Frau blieb regungslos sitzen; wie's schien, hatte sie den Klageruf nicht gehört; wenigstens gab sie keine Antwort. Nochmals rief der Knabe: „Lieb' Mütterchen, ich habe Hunger! Ach, gib mir doch nur ein kleines Stückchen Brod!“ — Jetzt endlich erhob die Frau den Kopf, denn des kleinen Stimme klang so wehmüthig, daß es ihr wie ein Messerstich durch's Mutterherz gegangen war. Fast verzweifelt, unter heftigen Thränen, antwortete sie: „Liebes Händchen, um Gottes willen, sei still! Ich sterbe ja selber vor Hunger, armes Kind! Kein Stückchen mehr haben wir daheim!“ — Aber der Knabe ließ nicht nach mit Flehen um Brod; gar wehmüthig war seine Stimme. Da sprang die Mutter auf und holte aus dem Krankenbette ein kleines Bröbchen hervor. „Da, Händchen,“ sagte sie, „da nimm und is! Ich hatte das Bröbchen aufbewahrt, um Brei zu kochen für dein krankes Schwesterchen, aber es wird's wohl nicht mehr nöthig haben, das arme Würmchen!“

Kaum hatte der hungernde Knabe das Bröbchen gesehen, so sprang er auf und griff mit beiden Händen darnach. Stierig brachte er's zum Mund, bis hastig drein und in einem Augenblick war die Hälfte davon verzehrt. Dann hielt er plötzlich ein, besah den Rest, roch lästern daran,

ging aber doch zur Mutter und sagte weichherzig: „Hier, liebe Mutter, ich habe für Mariachen etwas übrig gelassen. Hunger hätte ich wohl noch! aber nicht wahr, wenn der Vater nach Hause kommt, dann gibst du mir ein Butterbrod?“ — Weinend drückte die arme Mutter den gutmüthigen Knaben an das bekümmerte Herz.

Bald darauf hörte man vor der Hausthür ein Fuhrwerk halten. Die Mutter und Händchen lauschten gespannt und riesen wie aus Einem Munde: „Ach, da kommt der Vater!“ Jetzt trat ein Mann in die kammerartige Stube, schüttelte den Schnee von seinen Schultern und sagte seufzend: „Therese, mein armes Weib, wir sind recht unglücklich! Seit heute früh stand ich mit meinem Schubkarren an der Eisenbahn, ohne nur etwas verdienen zu können! Die Reisenden waren höchst selten. Was nun anfangen? Wenn ich doch unser Glend nicht mehr mit ansehen müßte!“

Therese suchte den braven Mann zu trösten und Muth und frohe Hoffnung auf Gottes gnädigen Beistand ihm einzusößen. Händchen aber rief weinerlich: „Ach, Vater, ich habe so großen Hunger! Gib's nun ein Butterbrod?“

Schmerzlich ergriffen diese Worte den niederbeugten Kaspar. Er litt selber Hunger mit den Seinen. „Frau,“ sagte er, „Du weißt es, seit wir verheirathet sind, habe ich fleißig und redlich gearbeitet. Meine Schuld ist's nicht, daß es uns an Brod mangelt. Zum Verkaufen haben wir nichts mehr als meinen Schubkarren, der bisher zum Erwerb diente.“ Nach kurzem Bedenken rief der Verzweifelte plötzlich: „Den will ich jetzt auch verkaufen und euch dann Brod bringen!“

Und fort ging's mit dem Schubkarren auf den Markt, wo des Freitags öffentliche Versteigerung stattfand. Kaspar mußte warten bis an ihn die Reihe kam, denn der Ausrufer war noch mit anderm Verkauf beschäftigt. Während er ungeduldig so dastand und mit Schmerz daran dachte, wie er nun künftighin sein und der Seinen Brod verdienen sollte, kamen zwei Jungfrauen über den Marktplatz. Eine derselben mußte wohl den Ausdruck des Schmerzes und der Trostlosigkeit in des armen Mannes Gesicht bemerkt haben, denn zu ihrer Begleiterin sich wendend sagte sie: „Hast du's gesehen, Abele, was der Mann dort ein so traurig Gesicht macht? Der muß gewiß recht unglücklich sein! Komm, wir wollen ihn nach der Ursache seines Kummers fragen.“

Beide Jungfrauen näherten sich dem Manne, welcher eben von einem andern angeredet wurde. Dieser meinte: „Es ist zu kalt, um hier zu stehen; willst du mit mir gehen, so zahle ich einen

Schnaps, der uns erwärmen soll!" — „Du sprichst von Schnaps, Gerhard," klagte Kaspar; „o glaube mir, Brod für mich und für Weib und Kinder wäre mir tausendmal lieber! Ich leide unsäglichen Schmerz!"

Diese Worte wurden mit so tiefer Betrübniß gesprochen, daß Gerhard sich ganz ergriffen davon fühlte. Er drückte herzlich des Unglücklichen Hand und fragte fast weinend: „Freund, was hast du denn? Siehst ja zum Sterben betrübt aus! Ist deine Frau vielleicht krank oder gar gestorben?" — „Nein, Gerhard, das ist's nicht; doch dir kann ich alles sagen, denn du hast's immer gut mit uns gemeint. Seit zwei Tagen haben wir kein Brod im Haus! Jetzt will ich den Schubkarren verkaufen lassen, um Brod zu erhalten!"

Eben trat der Ausrufer heran um sein Amt zu verrichten. Er rief mit lauter Stimme: „Ein Schubkarren zu verkaufen! Wer hat Lust?" — Die beiden uns schon bekannten Fräulein sprachen leise mit einander und der Ausrufer fuhr fort: „Dreißig Franken der Karren! — Bietet Niemand? — Fünfundzwanzig Franken! — Noch Keiner? — Nun also, zwanzig Franken! — Eine der Jungfrauen gab dem Ausrufer ein Zeichen der Verständigung, worauf dieser weiter rief: „Zwanzig Franken sind geboten! Wer bietet noch?" — Einigeder Umstehenden steigerten nun auch, bis endlich der Schubkarren dem Fräulein für siebenundzwanzig Franken endgültig zugeschlagen wurde. Der Ausrufer gab das ihm ausbezahlte Geld dem ehemaligen Eigentümer des Karrens, welcher sogleich damit fortleiten wollte, von der jetzigen Besitzerin desselben aber durch die Frage aufgehalten wurde: „Guter Mann, wollt Ihr was verdienen und uns den Schubkarren heim schaffen?"

„Kann fast nicht schnell genug nach Hause kommen," sagte der Glückliche, „doch, wenn's nicht allzu weit ist, will ich's recht gern thun."

„Meine Freundin und ich wollen nach der Winkelstraße, berichtete das Fräulein. „Nun, da kann ich's schon thun," lautete die Antwort, „denn dort will ich auch hin."

Rasch faßte Kaspar den Karren und folgte den beiden jungen Damen, die leichten Schrittes vorauseilten. Vor einem Schwaarenladen blieben sie stehen und hießen den Mann ein Weilschen halten, weil sie Einkäufe da drinn machen wollten. Nach kurzem Warten lagen einige große Brode, ein Kartoffelsack und mehrere Bündel kleingemachtes Brennholz auf dem eben noch leeren Karren, und eine der Jungfrauen stellte behutsam einen großen steinernen Topf voll Schmalz

mitten unter den andern Kram. Nun ging's wieder fort und die Winkelstraße wurde bald erreicht, worauf Kaspar fragte, in welchem Hause die Fräulein den gestiegerten Karren zu haben wünschten. „Fahrt nur immer zu; es ist nicht mehr gar weit," war die Antwort. Bald drauf blieb der Mann vor einem Hause halten, welches die wohlthätige Sophie als dasjenige erkannte, in welches sie diesen Morgen lust eintreten wollte, als ihre Freundin Abele ihr begegnete. Der Arbeiter zog die Mütze ab und bat höflich: „Fräulein, erlauben Sie mir, einen Augenblick hier einzufehren; ich werde gleich zurück sein und den Karren weiter schieben."

Nach erhaltener Erlaubniß trat er eilig in's Haus; die beiden Freundinnen beauftragten einen vorübergehenden Knaben den Karren zu hüten und folgten eben so eilig dem Manne nach, mit welchem sie fast gleichzeitig in die armfelige Stube kamen. Ein kalter Schauer überlief die Damen. Herzerreißend war der Anblick! Kaspars Frau lag regungslos am Boden, mit bleichen Wangen und geschlossenen Augen. Hänschen hatte der Mutter Arm gefaßt und rief kläglich und flehend: „Mutter, Mutter, mich hungert so sehr!"

Zammernd eilte der Mann auf seine Frau zu, rief verzweifelt ihren Namen, zerraupte sich die Haare und klagte: „Therese, ach, liebes Weib!... Herr, mein Gott, ist's möglich!... Todt vor Hunger und Kälte!" —

Fräulein Sophie trat schnell herbei, gleich einem helfenden und tröstenden Engel. „Gute arme Frau ist nicht tod," rief sie ermutigend; „da, da, nehmt! lauft so schnell wie möglich, und holt Wein aus dem ersten besten Gasthofs!" Sie gab ihm Geld und drängte ihn zur Thüre. Dann nahm sie die bewußtlose Frau in ihren Arm, zog eine aufgeschnittene Pomeranze aus der Tasche, drückte deren erquickenden Saft auf der Ohnmächtigen Lippen und suchte die erstarrten Hände durch die ibrigen zu erwärmen. Ein Freudenruf entquoll ihrer Brust, als die Frau wieder ihre Augen öffnete.

Während dessen war auch Fräulein Abele nicht müßig gewesen; sie sorgte für den hungernnden Knaben. Silents hatte sie brunten vom Karren den steinernen Topf mit frischem Schmalz und ein Brod geholt, und dem Hänschen einen tüchtigen Fladen bereitet; sodann ein Bündel Holz auf den Herd gelegt, um die Stube warm zu machen. Wie dankbar und vergnügt blickte da der Kleine seine Wohlthäterin an! mit welchem Entzücken betrachtete ihn die Mutter! Hastig trat jetzt der Vater herein. Als er, gegen alles

Erwarten, seine liebe Frau lebend wieder fand, stellte er freubezitternd die Weinflasche auf den Tisch und umschlang seine treue Lebensgefährtin. „D, nun ist Alles gut, daß du noch lebst!“ rief der Glückliche; „wie froh bin ich! Gott sei's gedankt!“

Sophie trat jetzt mit einem Schälchen Wein hinzu, und hielt's der schwachen Frau an die Lippen. Während diese den stärkenden Trank schlürfte, betrachtete Kaspar voll Bewunderung die beiden Helferinnen aus der Noth, die er im Augenblick des Schreckens nicht gleich erkannt hatte. „Geehrte Fräulein,“ sagte er, „verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen noch nicht gedankt habe für Ihren Beistand und Ihre Hülfe. Möge der allmächtige Gott Ihnen tausendfach diese Wohlthat vergelten!... Den Schubkarren will ich nun vollends an Ort und Stelle bringen.“

„Ist nicht mehr nothwendig,“ sagte die edle Sophie mit sanftem Lächeln. „Ihr guten Leute, wir wissen, wie viel Kummer und Noth ihr habt erdulden müssen; ihr sollt nun keinen Mangel mehr leiden. Vor der Thür stehen Kartoffeln, Brod und Holz, und der Ankenhasen bereits hier in der Stube. Das Alles, sammt dem Schubkarren, gehört euch. Danket dem lieben Gott, der euch durch uns geholfen hat! Wir wollen bald wieder kommen und sehen, wie's euch geht. Bleibt Gott befohlen!“

Jetzt konnte Kaspar, der beglückte Mann, seine Thränen, Thränen der Freude und des Dankes, nicht länger mehr zurückhalten; er weinte wie ein Kind, was Therese längst schon gethan. Ehrerbietig erfaßte sie Sophiens zarte Hand, bedeckte dieselbe mit herzlichen Küssen und Thränen, und sagte: „Gutes Fräulein, Sie werden einst sicher selig sterben! Gott wird es Ihnen lohnen, daß Sie gleich einem Engel zu uns gekommen sind und uns errettet haben vom Tode!“

Als Sophie noch beim Fortgehen das stille, schwache Wesen, das franke Mariechen, in dem Bettchen betrachtete, ward es ihr gleich klar, daß auch hier Mangel und Entbehrung die Krankheit herbeigeführt hatten. „Hier muß ebenfalls noch geholfen werden, sagte sie, „wenn's immer möglich ist! Ich werde gleich einen Arzt herschicken, und wir wollen hoffen, daß es ihm mit Gottes Hülfe gelingen wird, das Kind wieder gesund zu machen.“ — Bei diesen tröstlichen Worten umschwebte seliges Lächeln das Antlitz der Eltern.

Von den Segenswünschen aufrichtiger, tiefgefühlter Dankbarkeit begleitet, verließen nun die beiden Freundinnen die Wohnung der beglückten

und erfreuten Armuth. Als sie wieder brunten im Freien waren, fragte Sophie, zufrieden lächelnd: „Nun, Abele, was hältst du davon? Scheint's dir noch so unangenehm, zu armen Leuten in's Haus zu gehen?“ — „Ach, Herzensfreundin,“ versicherte Adele seelenvergnügt, „ich habe einen glücklichen Tag mit dir verlebt; so zufrieden und froh bin ich noch selten gewesen! Von heute an will ich Dich begleiten in die Wohnungen der Armen und Nothleidenden!“

O Liebe, lehre mich mit Freuden
Das Beste thun, das Schlimmste leiden,
Und immer froh in Liebe sein!
O Liebe, du bist Gottes Leben
Und deine Lust ist: freudig Geben,
Und deine Wonne: still erfreuen!

Wie einer pfeifen wollte und nicht konnte.

(Aus den „Brosamen“ von L. Josephson.)

Man soll nicht Alles nachmachen, was man sieht, nicht die dummen Streiche, ja auch nicht einmal die klugen Streiche, weil man darüber leicht Streiche bekommen kann, wie jener Desterreicher, der so viel von preußischen Piffen gehört hatte, daß er einen preußischen Jägerburschen ersuchte, ihm doch einmal einen preußischen Piff zu zeigen. „Nichts leichter als das, sprach dieser; ich werde jetzt meine Hand auf diesen Tischrand legen, genau auf das äußerste Ende, und du schlägst dann aus Leibesträften zu.“ Der ehrliche Desterreicher hat sich's nicht zweimal fagen lassen, holt weit aus, schlägt aus Leibesträften zu, der Jägerbursche aber zieht rasch die Hand weg, und Jener trifft die scharfe Tischdecke so gut, daß seine Finger davon nachzusagen wissen, und er gern vor Schmerz gepiffen hätte, — aber es ging halters nicht. Was preußische Piffe waren, hatte er jetzt gelernt, wollte aber sein Lehrgeld nicht umsonst gezahlt haben, vielmehr seine Weisheit nächstens wieder an den Mann bringen. Er trifft einen Kameraden im freien Felde, und erbietet sich, ihm zu zeigen, was preußische Piffe wären, wenn er Verlangen hätte, es zu lernen. Jener ist willig und bereit dazu. Ein Tisch ist natürlich nicht zur Stelle, er legt daher seine Hand auf den Mund, und ersucht den Landsmann, aus Leibesträften auf die Hand zu schlagen. Der läßt sich das nicht zweimal gesagt sein, holt weit aus, schlägt tapfer zu, und der Desterreicher zieht auch richtig seine Hand so schnell ab, daß sie nimmer getroffen wird, wohl aber sein Mund, und zwar wieder so gewaltig, daß er weder einen preußischen noch einen österreichischen Piff hervorbringen konnte, und den dritten Versuch zu machen alle Lust eingebüßt hat.

Früher Tod eines kaiserlichen Kronprinzen.

(Mit einer Abbildung.)

Wer noch den Kalender von 1857 besitzt, in welchem das große Bild die feierliche Taufe des kaiserlichen Kronprinzen von Frankreich darstellte und die am 14. Juni 1856 stattgefunden, der kann in der Beschreibung, welche der Bote von dieser kirchlichen Weihe machte, folgende Worte lesen: „Die Kaiserin Eugenie war tief bewegt und angegriffen, und ihr Antlitz bleich. Wer ist im Stande zu erforschen, welche Gefühle sich in dem liebenden Mutterherzen regten, während der heiligen Handlung? Dies vermag nur Der, welcher Herzen und Nieren prüfet, und vor dem auch die fernste Zukunft unverhüllt und offen liegt.“

Nun, dieser am 16. März 1856, es war gerade Palmsonntag, geborene kaiserliche Täufling, dem die Namen Napoleon Eugen Ludwig Johann Joseph beigelegt worden, und der, als Napoleon IV., einst Frankreichs Thron besteigen sollte, lebt heute nicht mehr; er ist elendiglich umgekommen im fernen südlichen Afrika, beim Vorgebirge der Guten Hoffnung, wo die Engländer eine Kolonie besitzen, das sogenannte Kapland, mit der Kapstadt als Hauptort. Zwischen den Engländern und einem wilden, streitbaren Volksstamm jener Gegend, den Zulus, deren Häuptling oder König Cetewaho heißt, war ein blutiger Krieg ausgebrochen, in welchem die Ersteren nicht immer das Siegesglück auf ihrer Seite hatten, und der viel Geld und Menschen kostete.

Der junge Napoleon, welcher, nach dem so leichtsinnig begonnenen, verhängnißvollen Feldzuge von 1870–71, sowie seine vom Kaiserthron gestürzten Eltern, Frankreich verlassen mußte und nach Chislehurst in England übersiedelte, vollendete seine Studien in der berühmten Artillerieschule zu Woolwich und bildete sich zum glänzenden, aber auch gefahrvollen Kriegerstand aus. In den ersten Monaten des Jahres 1879 warb's durch die Zeitungen überall bekannt, daß der nun dreiundzwanzigjährige Napoleon, der Kronprinz von Frankreich, wie ihn gar Viele, trotz der bestehenden Republik, noch so gerne nannten, Lust habe dem Krieg im weitentlegenen Kaffernland beizuwohnen und thätigen Antheil daran zu nehmen, versteht sich, im englischen Heere. Der junge Mann nahm Abschied von seiner einsam lebenden verwitweten Mutter, schiffte sich ein, begleitet von seinem alten treuen Diener Uhlmann, gebürtig aus dem stattlichen elsässischen Dorfe Weistrasheim, zwischen Erstein

und Oberehnheim gelegen, durchsegelte glücklich das Meer und landete wohlbehalten in der Kapstadt; ebenfalls voll guter Hoffnung, wie der Name des Vorgebirges lautet. Er meldete sich beim Befehlshaber der englischen Streitkräfte, Lord Chelmsford, und, seinem Wunsche entsprechend, gesellte dieser ihn dem Generalstab an.

Wochen vergingen, ohne daß nähere Nachrichten über die Erlebnisse des Prinzen Ludwig Napoleon nach Europa gelangten, nur so viel war bekannt, daß er sich an den Kriegszügen eifrig betheiligte. Da, plötzlich, es war Freitags den 20. Juni, kam zu Straßburg eine telegraphische Depesche an, welche meldete, Prinz Napoleon sei, während einer Rekognoscirung, von den Zulus getödtet worden, und mit Blitzesschnelle verbreitete sich diese unerwartete Todesnachricht rund um in Stadt und Land.

Was versteht man unter Rekognoscirung? wird vielleicht einer oder der andere der geneigten Leser fragen, und der Bote antwortet: Rekognoscirung, rekognosciren, sind militärische Ausdrücke und, in der Regel, nur während des Krieges gebräuchlich. Wenn zwei Armeen sich feindlich gegenüberstehen, so werden stärkere oder schwächere Abtheilungen gewöhnlich ausgesandt, bevor das Treffen oder die Schlacht beginnt, um die Beschaffenheit der Gegend, die Stärke und die Stellung des Feindes zu rekognosciren, oder, wenn man will, zu erforschen, auszufundschaffen; also besteht eine Rekognoscirung aus Kundschaffern, was natürlich mit Spionen nicht verwechselt werden darf, das ein gar erbärmliches und niederträchtiges Handwerk genannt werden muß.

Um seinen Lesern die näheren Umstände mitzutheilen, welche sich auf den Tod des Prinzen Napoleon beziehen, bedient sich der Bote des Berichts, den ein Lieutenant des britischen Heeres im Kaplande, William Carey mit Namen, nach England sandte. Dieser Offizier, welcher der nun so merkwürdig gewordenen Rekognoscirung beiwohnte, erzählt wie folgt:

„Da ich erfahren hatte, daß der Prinz am 1. Juni, — am Pfingstsonntag also, — das vor unserm Kriegsheere gelegene Land rekognosciren sollte, um die zu einem frisch aufzuschlagenden Lager geeignete Stelle zu wählen, so bot ich mich an, ihn zu begleiten, weil ich diese Gegend schon einmal zu Pferd durchzogen hatte. Mein Begehren wurde mir bewilligt, doch gab mir der Obrist Harrison rundweg den Bescheid, daß ich mich auf keinerlei Weise in des Prinzen Thun und Lassen mengen sollte, weil er, der Obrist, wünsche, daß demselben allein das Verdienst und die Ehre zukomme, den Lagerplatz gewählt zu haben.

Kurz vor unserm Abzug, weil ich keine Geleitseskorte bereit fand, wandte ich mich an die Majorbrigade der Reiterei. Ein Viertel nach 9 Uhr stellten sich sechs Mann der Kavallerie von Wellington in Linie vor dem Hauptquartier auf. Mit diesen Reitern und einem befreundeten Zulukaffern machten wir uns auf den Weg. Auch sechs Bassutos aus dem Shepstone-Lager hatten Befehl erhalten, sich uns anzuschließen. Bevor wir den Fluß Blood-River — der Name ist englisch — durchzogen, schickten wir einen Reiter an dieselben ab, um sie herbeizurufen, welcher mit der Antwort zurückkam, die Bassutos würden auf dem Hügel zu uns stoßen, der sich zwischen den Anhöhen von Inconzi und Itelezi erhebt. Wir sandten den Boten mit dem Auftrag wieder zurück, die Eskorte selber uns zuzuführen.

„In diesem Augenblick gewahrten wir rechts und links starke Ansammlungen von Bassutos und stiegen beim Hügel vom Pferde. In gestretem Galopp sprengte Colonel Harrison herbei und kündigte uns an, daß die Reiterei des Generals Marshall sich unterwegs befinde. Ich suchte dem Prinzen den Gedanken beizubringen, den Rest der Schutzbedeckung zu erwarten, erhielt jedoch die Antwort: „O nein, wir sind wohl stark und zahlreich genug!“ Wir erklimmen daher den felsigen Abhang, welcher das Ufer des Flusses Mlotzi überragt, und ich schlug vor, abzustiegen, allein der Prinz zog vor, solches erst näher beim Wasser zu thun. Während einer halben Stunde nahmen wir Skizzen, Zeichnungen, der uns umgebenden Gegend auf und erforschten sie mit unsern Fernrohren. Da wir nichts Verdächtiges wahrnahmen, stiegen wir in den Kraal oder Dorf drunten im Thale und sattelten unsere Rosse ab. Vorsichtsmaßregeln hielt man für überflüssig, weil man die Anwesenheit der Zulus, von denen nirgends eine Spur zu finden war, nicht im Geringsten ahnte. Der müde Prinz bedurfte einiger Ruhe und legte sich vor der Kraalhütte nieder; die Soldaten kochten den Kaffee und ich ging etwas weiter, um mein Fernrohr zu benutzen, kehrte jedoch bald wieder zurück.

„Fünf Minuten vor 4 Uhr machte ich den Vorschlag die Pferde satteln zu lassen, doch Prinz Ludwig Napoleon war der Meinung, noch zehn Minuten damit zu warten, gab aber schon in fünf Minuten den Befehl dazu. Ich hatte bereits gesattelt und mein Ross bestiegen, als ein verdächtiges Geräusch laut wurde. Der Prinz kommandirte, zum Aufsitzen sich zu rüsten. Ich schaute mich um und bemerkte, daß unser Anführer schon den Fuß im Steigbügel hatte. In demselben Augenblick gab ich auch den Soldaten das Kom-

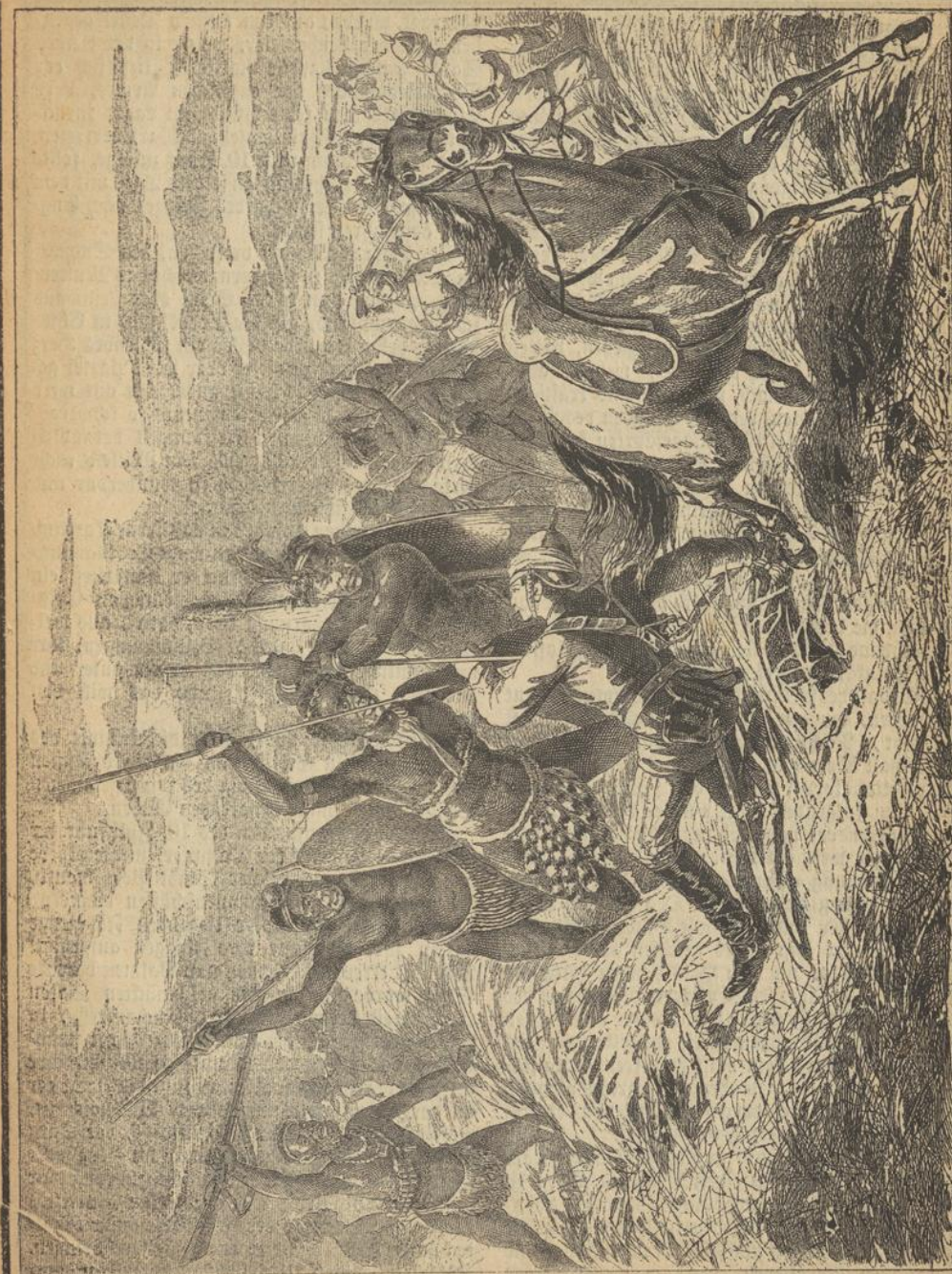
mando zum Aufsitzen, was sie ungesäumt thaten. Da gewahrte ich plötzlich, in geringer Entfernung, Zulukaffern, welche jäh auf uns losstürmten. Während wir den Galopp anschlügen, gaben sie Feuer. Ich war der Meinung, Alle von uns säßen schon zu Pferde, und weil ich wußte, daß die Soldaten ihre Karabiner nicht geladen hatten, so hielt ich für's Gerathenste, längs des hochgewachsenen Grafes hinzustreichen, ehe wir Halt machten. Da mir die Ungeschicklichkeit der Zulus im Schießen wohl bekannt war, so vermuthete ich nicht, daß einer der Unsern getroffen werden könnte.

„Als wir der Donga — dem Dickicht und Gestrüppe — uns näherten, mußten wir uns umwenden, um den Rückzug zu überwachen, und da ich solches that, erblickte ich einen Theil der Zulukaffern, welche uns verfolgten, um zu versuchen, uns auch noch den Rückzug jenseits des Hügel abzuschneiden. Nachdem wir, unter heftigem Feuern der Feinde, das hohe Gestrüppe durchzogen hatten, sagte einer unserer Leute zu mir: „Herr Lieutenant, ich befürchte, der Prinz ist getödtet worden!“ Ich hielt stille. Als ich auf der andern Seite der Donga des Prinzen Pferd reiterlos im Galopp davonjagen sah, warf ich die Frage auf, ob es zweckdienlich wäre wieder zurückzukehren? Die Zulus hatten schon die Stelle hinter sich, wo der Prinz gefallen war. Ich wartete die Rückkunft meiner Mannschaft ab, dann setzten wir uns in Galopp um den Fluß zu erreichen und zu durchziehen.“

So weit geht der Bericht des Lieutenants Carey, welcher später vor ein Kriegsgericht gefordert wurde, um Rechenenschaft abzulegen über sein seltsames Verhalten dem Prinzen gegenüber. Wie's heißt, soll er zur Strafe nach England zurückgeschickt worden sein. Den neuesten Nachrichten zufolge, hätte des Gefallenen Mutter die schriftliche Bitte an Englands Königin gerichtet, keine weitere Strafe über Lieutenant Carey verhängen zu lassen, eine Bitte, welcher der Kalendermann seine volle Zustimmung ertheilt.

Zur Ergänzung und besserem Verständniß entnimmt der Bote dem Bericht einer französischen Zeitung noch folgende Zeilen, welche den Tod des Prinzen umständlicher beschreiben:

„Die schwache Mannschaft der Rekognoscirung stieg von den Pferden und begann das kleine Lager aufzuschlagen. Alles umher schien ruhig und Niemand ahnte die Nähe der Zulukaffern, welche still und langsam herantrochen durch das hohe dicke Gras. Des ruhenden Prinzen Begleiter saßen oder lagen auch am Boden, als plötzlich drei- bis vierhundert Wilde aus dem Grassdick-



Früher Tod eines kaiserlichen Kronprinzen.

hervorbrachen, wobon mehrere ihre Flinten gegen die englische Eskorte abfeuerten.

Rasch sprang Jeder auf und eilte zu seinem Pferde. Der an der rechten Schulter verwundete Prinz erfaßte mit einer Hand die Mähne seines Pferdes, mit der andern den Steigbügel an der Aufsteigseite. Zum Unglück löste sich ein Riemen los und der Steigbügel blieb ihm in der Hand. Im Galopp rannte das Ross fort und der Prinz stürzte rücklings nieder, erhob sich aber gleich wieder. Zwei Mann der Eskorte, die Reiter Hill und Killick, waren ebenfalls vom Pferde gestürzt und flüchteten sich zu Fuß; allein die Zulus, besser daran gewöhnt Hochgras, Schilf und Maisstengel laufend zu durchziehen, hatten die Fliehenden halb eingeholt, welche, aller Wahrscheinlichkeit nach, müthigen und kräftigen Widerstand leisteten, denn die Wunden des Prinzen und seiner zwei Unglücksgefährten befanden sich alle vorn am Körper. Besonders dem Prinzen gegenüber müssen die Wilden, mit ihren giftigen Wurfspeeren am grimmigsten und blutdürstigsten gewesen sein, denn sein Leichnam trug siebzehn Speerspitze zur Schau, deren einer das linke Auge getroffen hatte; zwei Stiche hatten den Körper durch und durch gehöhrt. Sodann wurden die drei Leichen ihrer Kleider und Waffen beraubt und an einem kleinen Bache liegen gelassen. Die Zulukaffern verschwanden.

„Sobald des Prinzen Abhandenkommen bekannt geworden, wurden gleich, wie sich's von selbst versteht, Nachsuchungen begonnen. General Marshall übernahm selbst den Befehl über das Expeditionskorps, welches von Itlezi-Hill auszog. Am folgenden Tage wurden die drei Leichname gefunden, nahe bei der Umzäunung eines, vom Lager weit entlegenen Pferdeparcs, unter der Benennung „Donga“ bekannt. Bereits hatte die Verwesung angefangen, des Prinzen Angesicht war über und über mit Blut bedeckt. Die Zulus hatten ihm nichts gelassen als ein Medaillon, das er um den Hals hängen hatte und das, wie man sagt, seines Vaters, Napoleons des Dritten, Bildniß enthielt. Auf einer aus Lanzen bestehenden Bahre, wurde die entselte Hülle des jungen Mannes, dem einst Frankreichs Kaiserthron in Aussicht gestanden, von drei Soldaten, denen der Major Steward beistand, von der blutigen Todesstätte getragen.

„Eine Staffete ward in aller Eile in die Kapstadt abgeordnet, um einen bleiernen Sarg zu bestellen, in welchen zwei Tage später der Leichnam gelegt wurde, nachdem noch ein doppelter Sarg den bleiernen umschloß. Namen, Alter und Grad des Gefallenen, von einer Kaiserkrone

überragt, wurden auf den äußern Deckel gegraben. Bei der Leichenseier, welche in der kleinen Sankt-Patrick-Kapelle stattfand, ließ sich der Oberbefehlshaber der englischen Armee, Lord Chelmsford, den seine Pflicht im Lager zurückhielt, durch den Obristlieutenant Ward vertreten. Einem Telegramm vom 10. Juni zufolge, sollte ein Staats-Dampfschiff an selbem Tage mit dem einbalsamirten Leichnam des Prinzen nach England abgefahren sein.“

Der Bote will's nicht versuchen, den Schmerz und den Jammer zu schildern, welche das Mutterherz, es mag nun unter Seide oder Leinwand schlagen, empfand, als die Todeskunde in Chislehurst bekannt wurde. Wer ein fühlendes Herz hat, er möge auch zu dieser oder jener Partei gehören, kann sich das selbst ausdenken und wird wohl der einst so gefeierten, heute so schwergeprüften, ihrer schönsten Hoffnungen beraubten ehemaligen Kaiserin Eugenie sein Mitleid nicht versagen. Des Herrn Rath ist wunderbar und unerforscht sind Seine Wege!

Kurz vor seiner Abfahrt in das ferne Kapland muß Prinz Ludwig Napoleon wohl Todesahnungen empfunden haben, denn er hinterließ ein eigenhändig geschriebenes Testament, von Chislehurst, den 26. Hornung 1879, datirt, aus welchem, unter vielen anderen Bestimmungen, klar und deutlich hervorgeht, daß er ein guter und liebender Sohn gewesen, und das will viel heißen!

Jetzt noch einige Worte über die Ankunft des sargenthaltenden Schiffes an Englands Küsten und die feierliche Bestattung des frühe gefallenen Sohnes der ehemals kaiserlichen Eltern.

In den Morgenstunden des 10. Juli fuhr der „Orontes“, so heißt der Dampfer, in die Rhede von Spithead, unsern der Stadt Portsmouth, ein, und wurde mit Kanonenschüssen donnernd begrüßt. Alle vor Anker liegenden Fahrzeuge hatten zum Empfang ihre Flaggen aufgehißt. Der mit Kreuzen, Blumen und Palmen bedeckte Sarg wurde nun in den geschmückten Salon einer bereit stehenden Yacht, „Enchantress“, zu deutsch: Zauberin, genannt, übergeschafft, während die Kanonen von Minute zu Minute ihre Stimme hören ließen. Hierauf fuhr die Yacht über an der Themse gelegenen Stadt Woolwich zu, woselbst, es war 3 Uhr Nachmittags, der Sarg an's Land getragen und vorläufig im Zeughaus niedergestellt wurde. Der Menschenzudrang war außerordentlich groß, wer aber keine Eintrittskarte vom Direktor der Artillerieschule erhalten hatte, durfte nicht in das Zeughaus bringen. Zwischen 6 und 7 Uhr Abends, unter den dum-

pfen Klängen einer Trauermusik, wurde der prinzliche Sarg auf eine Kanonenschiff gelassen, vor welcher zwölf Rippen, unter der Leitung von sechs Artilleristen, gespannt waren. Zwei Reiter-Regimenter umgaben den feierlichen Leichenzug, welcher um 9 Uhr — schon nahte das nächtliche Dunkel — in Ghislehurst anlangte, dem Wittwensitz der ehemaligen Kaiserin der Franzosen. Sie bewohnt daselbst ein schloßartiges, von einem Park umgebenes Gebäude, Cambden-House genannt. Die tiefbetrübt, leidende Mutter war so sehr angegriffen, daß sie den ihre schönsten Hoffnungen umschließenden Sarg erst in der Morgenfrühe des andern Tages besuchen konnte.

Der Bote hält's für überflüssig, die Namen aller Derer zu nennen, welche von nah und fern, sogar aus dem Elsaß, herbeigeeilt waren, um

dem einst so gefeierten kaiserlichen Kronprinzen die letzte Ehre zu erweisen, seinem Begräbniß beizuwohnen. Nur das will er noch schließlich sagen, daß Englands Herrscherin, die Königin Victoria, mit ihrer Tochter, der Prinzessin Beatrix, nach Ghislehurst gekommen war und bei der trostlosen Mutter blieb während der Leichenfeier, welche in der Kirche St. Maria stattgefunden hat. Ein und dieselbe Gruft umschließet nun Vater und Sohn.

Auf Ludwig Napoleons Sarg legten die Königin Victoria und ihre Tochter einen werthvollen Kranz mit folgender Inschrift: „Zum Andenken innigster Zuneigung, der Achtung und des schmerzlichen Mitgeföhls von Seiten der Königin Victoria!“

Morgenlied.

Die Nacht legt ihre Flügel ab,
Der Tag erhebt den Blick;
Es steigt aus seinem dunkeln Grab
Das Leben neu zurück.

Der Himmel zeigt sein Angesicht,
Schon ist die Sonn' erwacht;
Sie webt ein goldnes Dämmerlicht
Und schafft des Tages Bracht.

Wer führt zu Nacht der Sterne Chor,
Wer spannt das Dunkel auf?
Wer nimmt den goldenen Tag hervor
Und lenkt der Sonne Lauf? —

Dem großen Gott im Himmelreich
Sei Lob und Dank gebracht;
Er gibt und nimmt uns liebreich
Auf Erden Tag und Nacht.

Dem Vater aller Kreatur
Sei dieser Tag geweiht,
Ich folge seiner Liebe Spur,
Die täglich sich erneut!

Abendlied.

Der Tag löst sich in Schatten auf
Um Berg und Thal und Flur;
Die Sonne schloß den weiten Lauf,
Verwischt ist ihre Spur.

Nun sammle dich, mein Geist, in dir,
Nach außen ist es todt;
Es werde licht und hell in mir
Wie frisches Morgenroth.

Du, Gott und Schöpfer, lehre ein
Mit deiner Gegenwart,
Durchdringe ganz die Seele mein,
Die dir entnommen ward.

Du, meine Seele, senke dich
In deines Schöpfers Bild,
Und werde rein und inniglich
Von Seinem Geist erfüllt.

O Vater mein, wie wohl ich mir,
Bei dir, welch' Seligkeit!
Wann geh' ich, Vater, ein zu dir
In deine Herrlichkeit?

Was einem Großvater passieren kann.

Auch der Bote hat das Glück und die Freude Großvater zu sein, ja sogar schon Urgroßvater, und es ist ihm mancherlei vorgekommen in seinem langen Leben, allein noch nichts derartiges wie dem guten Großvater, von dem er jetzt ein Stücklein erzählen will, nach der gefälligen und freundlichen Mittheilung eines lieben Korrespondenten, welchem er hiermit öffentlich seinen Dank dafür ausspricht.

In einer kleinen elsässischen Landstadt, nicht weit vom allbekannten Basiberge gelegen und ehemals eine fürstliche Residenz, ließ sich vor etlichen

Jahren ein Photograph, ein neumobischer Porträtmaler, nieder. Da gab's halb vollauf zu thun und der gewürfelte Tausendkünstler wurde, namentlich an Markttagen, mit geheimnißvoller Arbeit überhäuft, sintemal und alldieweil gar viele Kunden wünschten, sofort ihr wohlgetroffenes Contrefei zu besitzen. Im besagten Kantonnort selbst lebte dazumal ein schlichter, ehrwürdiger Greis, von altem Schrot und Korn, der auch Gefallen, ja sogar seine Lust hatte an der an's Wunderbare grenzenden neuen Erfindung. Der wackere Mann aber hatte so seinen eigenen Willen, seinen „Stöckkopf“, wie man im Elsaß sagt,

daß er, trotz aller Bitten, alles Zuredens seiner Kinder, sich nicht dazu hergeben wollte, vor die neumodische Maschine des Photographen zu sitzen oder zu stehen und sein so sehr gewünschtes Porträt anfertigen zu lassen. Da half weder männliche noch weibliche Berebtsamkeit. „Das wär eitel Larifari für einen so alten Mann, wie ich bin,“ meinte der Großvater, „das paßt für junge Leute. Dringet nicht länger in mich, denn's nützt doch nichts! Ihr wißt's, ich hab' meinen Kopf!“ Und dabei blieb's vor der Hand.

Nun aber hatte der biedere Alte einen allerliebsten, herzigen Enkel, den kleinen wußlichen Karl, an dem er mit ganzer Seele hing, wie auch das Knäblein an ihm. Ja, dem sein Bildniß, das hätte der Großvater gern gehabt, um's im stillen Stübchen an die Wand zu hängen und täglich vor Augen zu sehen. Allein das Karlehen war ein unruhiges Wißele und das taugt keineswegs zum Photographiren, wo man still und unbeweglich bleiben muß. Auf dem „Gehren“ seines herzlichsten Ahnen, da war der „Karele“ am ruhigsten, daher der Großvater dringlichst gebeten wurde, den Kleinen beim Porträtiren auf seinen Knien zu halten, damit das Ding gut gerathe. Ohne an etwas Arges zu denken, willigte der gute Mann mit Freuden ein und setzte sich mit dem sonntäglich gemukzten Enkel vor die Maschine des Bildners. Die Operation war um's Handumkehren geschehen und der mit seiner Arbeit zufriedene Photograph entließ Großvater und Enkel mit dem Bescheid, in zwei Tagen das Bild, ein ganzes Duzend, in Vereitschaft zu finden. Und so geschah's.

Der geneigte Leser kann sich des Alten Erstauens denken, als er auf dem gelungenen Bilde nicht nur seinen lieben freundlichen Enkel erblickte, sondern auch sich selber, wie er lebte und lebte!

„Dis'mool han sie mi dran gebroocht!“ rief er halb ärgerlich, halb schmunzelnd, konnte sich aber kaum satt sehen an der künstlichen Arbeit. Und die Kinder, welche den Vater auf diese Art „drangebroot“ hatten, lächelten ganz vergnügt und freuten sich heute noch ihres glücklichen Einfalls.

Die Stimme und die Stimmlein.

(Aus den „Brosamen“ von L. Zeschhorn.)

Zwei Kinder werden aus der Stadt hinausgeschickt auf das Gut ihres Onkels, ein Mägdelein von zehn Jahren, mit dem zwei Jahre jüngeren Bruder, und können auch des Weges nicht fehlen, der vom Waterhause den Wiesenpfad hinabführt bis zum Waldrande, dann am Waldesäume den Bach entlang bis zur Brücke, von welcher aus man das Gut schon sehen kann. Ueberbieß ist der

Weg kaum eine halbe Meile weit, und die Kinder waren sonst eben nicht unerfahren. Nun hat's die liebe Mutter ihnen recht auf die Seele gebunden, am Waldesäume zu bleiben, den Wald aber selber nicht zu betreten, daß sie nicht in die Irre geriethen. Als jedoch die Kinder fröhlich hinauswanderten, vernahmen sie nicht mehr die Stimme der Mutter, sondern andere Stimmen wurden laut. Denn der Schmetterling flatterte auf vom Busche am Wege und rief dem Knäblein zu: „Hasche mich!“ Und die Blumen am Wege riefen dem Mägdelein zu: „Pflücke mich!“ Und: „Im Walde stehen unsere Schwestern, die noch schöner duften und noch lieblicher aussehen.“ Und das Eichhörnchen auf den Zweigen rief Beiden zu: „Seht meine Künste an!“ und sprang von Ast zu Ast bis hinauf zu den höchsten Wipfeln der Buchen und Eichen, und war blitzschnell wieder an einer andern Seite sichtbar. Und die Schatten des Waldes luden ein zur Kühle, die erquicklicher war als der sonnige Pfad am Saume des Waldes. Die Kinder aber vergaßen die eine Stimme und folgten den vielen Stimmlein und — verloren den Weg, und als sie ihn endlich wieder suchten, war's zu spät; sie geriethen immer mehr in die Irre, und der Wald ward immer dichter und der Tag kühler und — die Sonne war untergegangen. Als aber die Nacht mit ihren Schrecken in der Waldeinsamkeit über die armen Kinder herabkam, gerieth das Mägdelein in tödtliche Angst, besonders weil es sich seiner Schuld bewußt war und weil es sah, daß der schwächere Bruder schier zusammenbrach und keinen Schritt mehr gehen konnte. Dann, als das Knäblein ganz kraftlos zur Erde sank, glaubte es den kleinen Bruder sterben zu sehen, und in dieser großen Noth denkt das Kind an das Wort des Psalmisten: „Ob ich schon wanderte im finstern Thale, so fürchte ich doch kein Unglück, denn du, Herr, bist bei mir; dein Stecken und Stab tröstet mich.“ (Psalm 23.) Und in seiner Seelenangst sagt's dem sterbenden Brüderelein das Wort ins Ohr, einmal über das andere: „Ob ich schon wanderte im finstern Thale, ob ich schon wanderte im finstern Thale,“ und aus dem Sagen wird ein Rufen, und aus dem Rufen wird ein Schreien, laut und hell die schweigende Nacht durchtönnend.

Aber der Forstknecht des Oheims, der aus dem Walde heimkehrt, hört das Wort der Angst und folgt der Stimme und bringt die Kinder — freilich etliche Stunden später, aber doch richtig — zum Gute hin, und wenn auch todtmüde und ausgehungert, kommen sie doch um drei Erfahrungsreicher dort an, erstlich um die, daß es

besser sei auf die eine Stimme der lieben Mutter, als auf die vielen Stimmen und Stimmlein zu hören; sodann um die, daß es gut sei, wenn die eine Stimme der Mutter einmal vergessen wurde, doch die Stimmen und Stimmlein des lieben Vaters zu behalten, die aus seinem Worte uns antönen; zum dritten um die, daß dieser treue Vater uns hört auch mitten im Walde, und mitten in der Nacht, und mitten in der Noth, und daß diesem treuen Vater auch mitunter ein Forsitknecht sein Ohr leihen muß.

Mißverständnis.

(In Straßburger Mundart.)

Zuem Estand het, — e bissel spoot, —
E Jungg'ell sich entschlosse;
Voll Hoffnung, daß der Schritt gerooth't,
Wurd er vor Fraid ganz g'schoffe!
's isch woher, e fischbers Zuckertüed
Syn Schäkel isch, so nettkäecht dick,
E Kind zuem Nunterchlucke!...

D'r Hauestolz syn Lebbaa isch
Nie syri g'sinn uff d'Mode;
Hakt viel Drajari, s groß Gefrysch,
Als wäer's 'm scharj verbobde;
Geht riehwi furt de-n-alte Gang,
Un zait nit an d'r lange Stang
Die s'jamme'g'sparte Thaler.

Zuem Nammesdaa möecht e Pleffir
Er gern hym Bryttel mache,
Früt friendli drum: Was wüensch't de dir?
's gibt jo viel schöeni Sache!
Was häet'ich gern for e Hochzytleid?
Nit lang g'fraubäfelt, herjast g'sait,
I will d'r's schnuerstrack's hole!...

Myn Züemjerle wurd ganz sessirt
Un will e Wyl sich sperre.
"Ei," saar'r, "sei doch unshenirt,
Boos dym Meinung höere!"...
Ze na denn, wenn d' nit andersch witt,
"E g'steh i d'r um was i bitt:
E Kleid von Gros de Naples." ¹

Jetzt schnyd't'r G'sichter, grad als wäer
Er uff de Wolke g'falle;
Es packt 'm 's Herz ganz zentner'schwer
Un pjeht wie scharfi Kralle!
"He, he, nix lang Verires gilt,
Sunst wurr am End i böes un wild,
Witt for e Narr mich halte?"

"Was meinscht de denn, poß Sapperlot,
Du schlimmer Zuckerschawmel,
Du witt doch numme, mir zuem Spott,
E Kleid von Krottenawmel!"

¹ E durchhafter Sybezej, vor Zyt stark Mode.

's isch woher, i bin e quets Stück Vieh,
Habb awwer Grües, bin quiet von hie,
Un loß mi nit gen uße!"

"Zuem Guckel! meinscht i bin so dumm,
I kriey jo ganz e Gamwel!
Zycht isch by mir nit Dotterum
Un Syd kein Krottenawmel!
E juufri Fuehr wäer diß emol;
Vor Verjer wüerd i fuffetoll!
E Kleid von Krottenawmel!..."

Myn Engelskind isch ganz verdußt,
Wie Der so schilt un wettet:
"Poß Mode, wie er jetzt schunn trukt
Un het mi doch vergöettert!
's isch, wärjina, d'r Veru nit!
Gewißli b'heide-n-isch myn Witt:
E sydes Hochzytröedel!"

Wie wäere d'helle Gyckle trüeb!
's mueß mit 'm Nasdued wiße:
"Geh, hättich d' mi nurr e bissel lieb,
Ze däetsch de nit so frysche!
I habb gewiß nit viel begehrt;
Bin nit emol i jo viel werth,
Ze bliv i lieber ledbi!..."

"Zuem Dumnder! 's leijt m'r nix am Geld!
Du wurr'sch myn Frau, du Schnawmel!
I kauf d'r Alles uff d'r Welt,
Doch nurr kein Krottenawmel!
Schwernoth! diß wäer e schöener G'stank!
M'r wüerde jo vor Edel frant:
Sinn sie nit grindi, d'Krotte?"

D'r Junfer wurd's jetzt widder wohl,
Sie merkt un schmedt de Brote:
"Du alter Spaz verlesicht emol
Blihwenni von de Mode!
Ze hör denn, 's isch e Sybezej
Der Gros de Naples; ohne Scheuj
Doerffsch's fordre-n-in de Lade." —

"Appa, isch's woher! Du kiemi Zyt!
I bin e-n-alter Effel!
Versteh, wie alli dumme Lyt,
Bom Sester nit e Mäffel!
I hab gemeint, de heßch verirt
Und an d'r Nas erum mich g'fuehrt....
Jetzt kauf i Krottenawmel."

Feierabend.

Unausprechlich köstlich
Läßt es sich am Abend,
Nach gethaner Arbeit,
Vor dem Haus, im Garten,
Noch ein Stündlein ruhen —
Allenthalben blühen
Weiß und rosafarben
Rings die Apfelbäume,
Wahre Niefenstraße,

